

Swetlana DEMKINA

KONFERENZ

Ethnographie, Kultur und Sprache

Diese Bereiche standen im Mittelpunkt des Gesprächs zwischen Forschern, Historikern, Linguisten, Archivaren, Lehrkräften der Bildungseinrichtungen, Vertretern der gesellschaftlichen Organisationen und Vereinigungen der Russlanddeutschen aus verschiedenen Regionen Russlands und aus der Altairegion sowie den Studenten aus Barnaul, die sich am 19. November in Barnaul versammelten. Sie alle vereinte die Allrussische wissenschaftlich-praktische Konferenz „Deutsche in Russland: Geschichte, Ethnographie, Kultur und Sprache“, die dem 100. Geburtstag des Doktors der Geschichtswissenschaften, Professors, Historiker-Germanisten, Lew Viktorowitsch Malinowski, gewidmet war.

Als Organisatoren der wissenschaftlich-praktischen Konferenz traten das Institut für Geschichte, soziale Kommunikationen und Recht und das Linguistische Institut bei der Altaier Staatlichen Pädagogischen Universität (ASPU) auf. Diese große wissenschaftliche Veranstaltung wurde in Kooperation mit dem Zentrum für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“ unter Mithilfe der Altaier Abteilung der Assoziation für Anthropologie und Ethnologie, der Internationalen Assoziation der Forscher der Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen und des Internationalen Verbands der deutschen Kultur durchgeführt. Einige Beteiligten schlossen sich diesem wissenschaftlichen Ereignis im Online-Format an.

ÜBER DIE KONFERENZ

Die Teilnehmer der Konferenz besprachen die Darstellung der historischen, kulturellen und sprachlichen Landschaft Russlands als multinationale und multikulturelle Gesellschaft. Moderiert wurde diese wissenschaftliche Diskussion von Tatjana Schtscheglowa, Doktorin der Geschichtswissenschaften, Leiterin des Lehrstuhls für einheimische Geschichte, und Tatjana Moskwinina, Kandidatin der philologischen Wissenschaften, Dozentin des Lehrstuhls für romanisch-deutsche Philologie der Altaier Staatlichen Pädagogischen Universität.

Diese Konferenz wurde zum zweiten Mal organisiert. Darüber informierte alle Anwesenden Tatjana Schtscheglowa. Die erste fand im November 2022 statt und brachte Wissenschaftler und Forscher aus



Michail Tjapkin (v.l.n.r.), Tatjana Schtscheglowa und Tatjana Moskwinina.

vielen Bereichen zusammen. Die erste Konferenz führte zu sehr vielen Empfehlungen aus dem ganzen Russland, diese Veranstaltung periodisch zu machen. So wurde beschlossen, sie einmal in drei Jahren regelmäßig durchzuführen.

„Bei der Vorbereitung unserer Konferenz war neben anderen auch die Internationale Assoziation der Forscher der Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen behilflich, an deren Ursprung Lew Malinowski nämlich stand, dessen Namen die heutige Konferenz gewidmet ist“, berichtet die Moderatorin Tatjana Schtscheglowa „Das war ein

Mensch von kosmischen Ausmaßen, der in vielerlei Hinsichten zur Entwicklung der Germanistik in Russland beitrug und der selbst sieben Fremdsprachen beherrschte.“

Die Konferenzteilnehmer wurden auch von Michail Tjapkin, dem Doktor der Geschichtswissenschaften und Prorektor für wissenschaftliche Innovationstätigkeit an der Altaier Staatlichen Pädagogischen Universität, begrüßt.

Foto: Archiv
des ASPU-Mediazentrums

(Schluss auf Seite 2)

Swetlana DEMKINA

TAG DER VOLKSEINHEIT

Festival der Freundschaft und Nationalkulturen

Am 4. November, an dem man in Russland den Tag der Volkseinheit feierte, fand im Kulturhaus von Slawgorod das traditionelle Interrayonsfestival der nationalen Kulturen „Wir sind alle Strahlen einer Morgenröte“. Das Festival dieses Jahres vereinte Solisten und schöpferische Kollektive aus Slawgorod und Jarowoje sowie aus den Rayons Tabuny, Burla, Sujetka und aus dem Deutschen nationalen Rayon. Traditionell wurde auf diesem Fest der Freundschaft und Kreativität auch die deutsche Kultur unter anderen vorgestellt.



Tanzgruppe „Stern“ aus Schumanowka, Deutscher nationaler Rayon.

nicht nur interessant und vielfältig, sondern auch lecker.

Nach der Verkostung wurde ein großes Konzertprogramm umgesetzt, das nach wie vor einen vollen Saal der Zuschauer versammelte. Russische, ukrainische, kasachische und deutsche Lieder und Tänze zeigten, wie eigenartig jede Kultur ist.

Traditionell beteiligten sich an dieser Veranstaltung Vertreter des Deutschen nationalen Rayons, die die Kultur der Russlanddeutschen und nicht nur sie vorstellten. Das waren beispielsweise das Duo von jungen Sängern aus Kamys-

chi, das Ensemble des deutschen Liedes „Morgenrot“ aus Podsonowo und andere. Auch Solisten und schöpferische Kollektive (Leiterin Marina Starshinskaja) aus dem Deutschen Zentrum und dem Kulturhaus des Dorfes Schumanowka traten hier auf. Die Gesangsgruppe „Tautropfe“, die vom Slawgoroder Publikum bereits geliebt ist, sang Lieder in drei Sprachen: Deutsch, Kasachisch und Russisch. Die Tanzgruppe „Stern“ führte den deutschen Volkstanz „Quadrille“ vor. Die Zuschauer genossen auch die Schönheit der Bewegungen

des armenischen Tanzes „Karabach, du bist mein“, der von Sofia Kasarjan aufgeführt wurde. Der Akkordeonspieler Klimentij Schindler faszinierte die Zuhörer mit deutschen Volksmelodien.

„Ich bedanke mich herzlich bei unserer Delegation für die Teilnahme und den erfolgreichen Auftritt im Festival. Außerdem möchte ich großen Dank an Jelena Lymarewa (Verwaltung für Kultur, Körperkultur und Sport) und Jelena Sykowa („Eco-Produkt“ GmbH) für ihre Hilfe bei der Organisation der Fahrt zum Festival sagen“, sagt Marina Starshinskaja, Leiterin des deutschen Kulturzentrums des Dorfes Schunamowka und des hiesigen Kulturhauses.

Alle Festivalteilnehmer betonten die Wichtigkeit dieses Ereignisses. Solche Veranstaltungen bestätigen ihren Worten nach, dass alle Völker trotz ihrer Einzigartigkeit in Russland vereint sind, in Frieden und Verständigung sowie in Achtung gegenüber jeder Kultur leben, und dass jede Volksgruppe ein untrennbarer Teil des Kulturcodes des großen multinationalen Landes ist.

Foto: Privatarhiv

EREIGNISSE

Waisen unterstützen

Der Gouverneur der Altairegion hat angeordnet, zusätzliche Finanzierungsmöglichkeiten für das Programm zur Bereitstellung von Wohnraum für Waisenkinder zu ermitteln. Diese Frage wurde in einer Sitzung der Regionalregierung unter dem Vorsitz von Gouverneur Viktor Tomenko erörtert. Iwan Giljow, Minister für Bauwesen, Wohnungsbau und Versorgung der Region Altai, informierte darüber. Zum 1. November dieses Jahres standen 6817 Waisen auf der Warteliste für eine Unterkunft. Davon waren 5157 über 18 Jahre alt, die übrigen zwischen 14 und 18 Jahren. Iwan Giljow berichtete, dass im Rahmen des regionalen Programms für die Unterbringung von Waisen im Jahr 2025 über 2,8 Milliarden Rubel bereitgestellt wurden. Dies entspricht fast einem Drittel mehr als die 2,2 Milliarden Rubel, die 2024 für diesen Zweck vorgesehen waren. Darin enthalten sind rund 336 Millionen Rubel aus dem föderalen Haushalt. Es wird derzeit geplant, die Wohnsituation von mindestens 724 Waisen zu verbessern (2024 wurden 718 Waisen untergebracht). Die Mittel für die Unterbringung von Waisenkindern sind im Regionalhaushalt 2026 vorgesehen. 1,9 Milliarden Rubel wurden für diesen Zweck bereitgestellt, wodurch die Wohnsituation von über 500 Waisenkindern durch die Bereitstellung von Wohnungen und Wohnberechtigungs-scheinen verbessert werden soll. Viktor Tomenko wies die zuständigen Behörden an, die Anzahl der geplanten Waisenwohnungen zu erhöhen.

Maria ALEXENKO

Z für DICH
ZEITUNG

Zeitung in deutscher Sprache

Bestimmt für alle, die sich für die deutsche Sprache interessieren. Berichtet über Ereignisse in und außerhalb der Altairegion und über den Alltag und die Kultur der Russlanddeutschen.

Die Zeitung kann für 1 bis 6 Monate auf eine für Sie bequeme Weise abonniert werden:

1. Durch den Katalog der russischen Presse „Post Russlands“ in allen Postabteilungen der Region: IIA055 – 104 Rbl. 58 Kop.

2. Durch die Agentur der Presse „Rospetschatj-Altai“: Tel.: (8-385-2) 63-59-07; 63-63-26 IIA055 – 84 Rbl. 00 Kop.

3. Durch die Gesellschaft „Ural-Press Kusbass“: Tel.: (8-385-2) 35-37-63; 35-37-67 IIA055 – 101 Rbl. 34 Kop.

Mit beliebigen Fragen richten Sie sich bitte an die Abonnements- und Vertriebsabteilung der Zeitung in Barnaul: (8-385-2) 633-717

Swetlana DEMKINA

LANDWIRTSCHAFT

Gutes Jahr für die Agrarier

Im November wurde in der Altairegion die Erntekampagne völlig abgeschlossen. Die Ergebnisse wurden gezogen und die Leistungen der Bauern bestimmt. Der Erfolg jeder Erntekampagne, die die Krönung der Jahresarbeit für die Landwirte ist, hängt maßgeblich von den Wetterbedingungen ab, die sowohl zu einem hohen Arbeitstempo beitragen, als auch ernsthafte Schwierigkeiten verursachen können. Dieses Jahr war für die Landwirte des Munizipalkreises Stadt Slawgorod am meisten günstig. Die Situation in der Landwirtschaft in Slawgorod schildert Ludmila DJATSCHUK, die Leiterin des Komitees für Landwirtschaft des Munizipalkreises, im Gespräch mit der Redakteurin der „Zeitung für Dich“.

HOHER ERNTEERTRAG

„Im Jahr 2025 funktionierten sechs Kollektivwirtschaften sowie 42 Privat- und Farmerwirtschaften auf dem Territorium unseres Munizipalkreises. Sogar ein neuer Betrieb, und zwar von Alexander Widmann, wurde gegründet“, berichtete Ludmila Djatschuk.

Die Aussaatkampagne verlief in dieser Feldsaison ohne ernste Hindernisse. Die Fläche für die Frühlingsaussaat betrug insgesamt fast 68 Tausend Hektare. Getreide und Getreidebohnenkulturen dominierten immer noch vor anderen Kulturen und nahmen mehr als 62 Prozent aller Ackerfläche ein. Von den Getreidekulturen wurden Sommerweizen von weichen und harten Sorten, Gerste und Hafer gesät. Traditionell wurde ein Teil der Fläche mit Buchweizen und Linsen bestellt. Außerdem vergrößerten die Landwirte von Slawgorod die Flächen für Sonnenblumen und Flachs im Vergleich zu den vergangenen Jahren und bauten das zweite Jahr hier auch Soja an.

„Der Komplex aller Frühlingsfeldarbeiten wurde zum optimalen agrotechnischen Zeitpunkt durchgeführt“, spricht Ludmila Djatschuk weiter. „Die Wetterbedingungen waren in diesem Sommer für die meisten Landwirtschaftskulturen günstig. Traditionell wurden Dürre und Trockenheit im Grenzgebiet zu Kasachstan registriert, aber die Regen im Juni stabilisierten die Lage auf den Feldern.“

Die Erntekampagne startete in Slawgorod eine Woche früher als in mehreren letzten Jahren und wie üblich mit Regen und sogar Hagel in der Zone von Snamenka. Aber dank langjähriger Erfahrung und tüchtiger Vorbereitung gelang es den Slawgoroder Landwirten, in kurzer Zeit und mit minimalen Verlusten abzuernteten.

„Der durchschnittliche Ertrag von Getreide und Getreidebohnenkulturen betrug in diesem Jahr 15,5 Zentner je Hektar, was für unsere Zone wesentlich hoch ist“, fügt die Leiterin des Komitees für Landwirtschaft hinzu. „Der Sommerweizenertrag stieg in einzelnen Wirtschaften von 21 bis zu 33,6 Zentner je Hektar. Hohe Ergebnisse gaben auch Gerste und Hafer.“

Dabei stehen die landwirtschaftlichen Betriebe von Wladimir Trofimenko, Jewgenij Gostew, Swetlana Tome, Dmitrij Gaan („Slawgorodskoje“ GmbH) auf den führenden Positionen in Bezug auf den Ertrag.

Jedoch war nicht alles so rosig. So spricht darüber unsere Gesprächspartnerin: „Nicht besonders gut war das Jahr für Linsen und auch für Futterpflanzen. Aber die Wirtschaften bemühten sich, trotz aller Schwierigkeiten genügend Futter für die Winterstallzeit zu beschaffen.“

RINDHERDE VERGRÖßERN

Neben der Pflanzenzucht beschäftigt man sich in Slawgorod auch mit Fleisch- und Milchproduktion. So entwickelt man ziemlich erfolgreich in 14 großen und kleinen landwirtschaftlichen Betrieben die Viehzucht.

Die Gesamtzahl der Viehherde zählt etwa 7000 Köpfe. „Die höchsten Leistungen in der Milchproduktion erreichten in diesem Jahr Elmira Manina und Michail Eisenbraun, die entsprechend 9699 und 8560 Kilo Milch pro Kuh melkten“, so Ludmila Djatschuk.

Einige Slawgoroder Landwirte verwenden aktiv staatliche finanzielle Unterstützung in Form von verschiedenen Zuschüssen und Subventionen. So erhält beispielsweise der angehende Landwirt Iwan Grigorenko aus der Siedlung Archangelskoje den Zuschuss „Agrostartap“.

Sein Geschäftsprojekt sieht die Zucht von Kühen für die Milchproduktion vor. Derzeit verfügt der Farmer über 47 Rinder, davon sind 25 Melkkühe. Zum Jahr 2029 soll er laut dem Projekt die Rindherde mindestens bis zu 65 Köpfe vergrößern, davon sollen 50 Melkkühe sein. Und die Milchproduktion muss zu 135 Tonnen steigen.

Der Farmer Denis Prachnau züchtet seit 2016 Rinder für die Milch- und Fleischproduktion. Derzeit zählt die Herde in seiner Wirtschaft 465 Rinder (davon 124 Melkkühe) und 646 Schafe. Im Jahr 2023 bekam Denis Andrejewitsch den Grant für die Entwicklung einer Familienviehfarm. Auf die Mittel dieses Zuschusses wurden mehrere junge Kühe der roten Steppenrasse, ein Zuchtbulle und einige Landwirtschaftsmaschinen gekauft.

Swetlana DEMKINA

PROJEKTE

Forum der Jugend



Vera Hoffmann und Ewita Jakimowa: „Sprüche sind lehrreich.“

Vom 20. bis 23. November wurde die Stadt Jarowoje zum Anziehungspunkt für russlanddeutsche Jugendliche. Hier wurde das Regionale Forum der Jugendklubs der Altairegion von der Altaiers gesellschaftlichen Jugendorganisation „UNITE“ durchgeführt.

Nach der Begrüßungsrunde und offiziellen Eröffnung fanden die Blocks statt, wo die Jugendlichen die Institutionen der Selbstorganisation der Russlanddeutschen kennen lernten. Diesem folgte der SMM-Block, der den Kanälen in den Sozialnetzwerken gewidmet war. Hier bekamen die Forumsteilnehmer Tipps zur Kanalgestaltung. Diesem folgten kreative Meisterklassen, wo die Anwesenden Kerzen aus Kunstwaben für den ersten Advent, Weihnachtsschmuck selbst bastelten sowie auch Sprüche der Russlanddeutschen erwarben.

An den nächsten Tagen fanden die Blöcke für die deutsche Sprache, Genealogie, Geschichte der Russlanddeutschen, Führerschaft sowie für persönliche Zielen wie Hobbys und anderes mehr statt.

Auch mehrere kreative Workshops wurden durchgeführt, wie beispielsweise die Meisterklasse für die Herstellung der Handarbeiten aus Plastilin.

Großes Interesse weckte bei den jungen Anwesenden auch der Bericht über die Arbeit der Jugendorganisation „UNITE“ im vergangenen Jahr wie die Podiumsdiskussion, die mit Motivation in der Bewegung der Russlanddeutschen verbunden war. Außerdem konnten die Jugendlichen auch bei einem Kochwettbewerb und am letzten Tag an einem musikalischen Lotto ihre Kräfte auf Probe stellen.

„Das Forum war informativ, eindrucksvoll und lebhaft. Jeder nahm etwas für sich mit: Ideen, Kenntnisse, Inspiration oder neue Kontakte“, bewertet die Veranstaltung Jewgenij Martens, der „UNITE“-Leiter.

Das Projekt wurde unter Mithilfe des Internationalen Verbands der deutschen Kultur im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen ermöglicht

Foto: „UNITE“-Archiv

Swetlana DEMKINA

KONFERENZ

Ethnographie, Kultur und Sprache

(Schluss von Seite 1)

„Selbst im Namen der Konferenz `Geschichte, Ethnographie, Kultur und Sprache` kann jede Richtung einzeln betrachtet werden. Hier gibt es einen historischen Kontext, und zwar die Geschichte der Russlanddeutschen, sowie die ethnografischen, kulturellen und sprachlichen Bereiche. Und in der Konferenz haben wir wirklich eine Symbiose, einen Versuch, all das auf einer Plattform, im Rahmen unserer großen Konferenz vorzustellen“, sagt der Redner.

Im Format einer Videoverbindung wandte sich Konstantin Matis, Präsident der Föderalen Nationalen Kulturautonomie der Russlanddeutschen, selbst ASPU-Absolvent, an alle Anwesenden, und wünschte ihnen eine erfolgreiche Arbeit.

PLENARSITZUNG UND SEKTIONEN

Dann hielten die Redner aus Barnaul und aus Nowosibirsk Vorträge, die das Leben und Schaffen von Lew Malinowski, seine For-



Ausstellung zum Schaffen von Lew Malinowski.

schungs- und Wissenschaftswerke beleuchteten, die das Entstehen des Landes durch das Prisma der Geschichte der ethnischen Deutschen widerspiegelten.

Am Nachmittag arbeiteten die Teilnehmer in mehreren Sektio-

nen. Eine umfasste die Geschichte der Russlanddeutschen im Zeitraum vom 18. bis 21. Jahrhundert und die zweite – die Ethnographie und Sozialanthropologie der Russlanddeutschen. Die dritte wurde der Sprache und Kultur der Deutschen Russlands gewidmet.

Julia Sorina, die Deutschlehrerin aus dem Dorf Polewoje, Deutscher nationaler Rayon, war bei der zweiten Sektion. So spricht sie selbst darüber: „Das war eine Ehre für mich, meine Erfahrungen im Bereich der ethnokulturellen und ethnographischen Forschung im Kreise von solchen fachkundigen Spezialisten, welche sich an unserer Sektion beteiligten, vorzustellen. Es gab viele interessante Vorträge im Online-Format, die Forscher, Doktoren oder Kandidaten der Geschichtswissenschaften, Lehrkräfte der Hochschulen aus Tomsk, Omsk, Sankt Petersburg und Barnaul hielten. Ich selbst sprach über die Einsetzung der ethnokulturellen Komponente in unserer Bildungseinrichtung. Ich berichtete darüber, wie wir in Zusammenarbeit mit anderen sozio-

kulturellen Institutionen des Dorfes, des Rayons und der Region zum Erhalt der Kultur, Traditionen und Sprache der ethnischen Deutschen beitragen. Ich finde die Konferenz namens Lew Malimowski sehr interessant und wichtig. Ich erinnerte mich an Lew Viktorowitsch als Pädagoge. Während meines Studiums an der Altaiers Pädagogischen Universität schrieb ich beispielsweise meine schriftliche Jahresarbeit unter seiner Leitung. Außerdem verwenden wir oft in unserem Schulmuseum seine Bücher zur Geschichte der Deutschen in Russland. Es freut mich sehr, dass der Name des hervorragenden Historikers und Pädagogen nicht vergessen wird und so viele engagierten Forscher anlockt.“

ZUR PERSON

Lew Viktorowitsch Malinowski war ein hervorragender Spezialist im Bereich der Forschung der Geschichte, Literatur und des Alltagslebens der Deutschen in Russland. Er war ein bekannter Wissenschaftler, Doktor der Geschichtswissenschaften, Mitglied-

Korrespondent der Akademie der Naturwissenschaften und der öffentlichen Akademie der Wissenschaften der Russlanddeutschen, Journalist, Übersetzer und Professor an der Altaiers Staatlichen Pädagogischen Universität. Sein Name ist dank seiner zahlreichen Publikationen weit über die Grenzen der Altairegion hinaus bekannt.

Während seiner langen wissenschaftlichen und pädagogischen Karriere veröffentlichte Lew Malinowski mehr als 100 wissenschaftliche Werke zur Geschichte der Russlanddeutschen und mehr als 700 Publikationen verschiedenen Charakters. Zu seinen Werken gehören die Monographien „Das sozioökonomische Leben eines deutschen Dorfes in Russland (1762-1871)“, „Das sprachliche Leben eines sibirischen deutschen Dorfes“, „Die Deutschen in Russland und in Sibirien“, „Die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der deutschen Kolonisten in Südrussland“ und viele andere.

Foto: Archiv des ASPU-Mediazentrums

Essays, Fotos und Artefakte

Der Kreativwettbewerb „Wunderkind“, der vom Leiterrat der deutschen Kulturzentren der Altairegion unter Mithilfe des Internationalen Verbands der deutschen Kultur jedes Jahr durchgeführt wird, wurde schon zu einer guten Tradition. Im Herbst 2025 fand er zum sechsten Mal statt.

Daran beteiligten sich Kinder und Jugendliche sowie russlanddeutsche Familien, die deutsche Kulturzentren der Altairegion besuchen. Sie erledigten ihre Arbeiten zu den vier Hauptkategorien. Dabei wurde jede auch in mehrere Unternominierungen aufgeteilt.

Die erste Kategorie war mit dem Alltag und der Kultur der Russlanddeutschen eng verbunden. Dabei konnten alle Interessenten in drei Unternominierungen teilnehmen. In einer schufen die Kinder im Alter unter 14 Jahren für die gegebenen Puppenfiguren aus Papier Elemente der deutschen Nationaltracht und Accessoires. Dann sollten die jungen Modellierer die Kleidungsstücke ausschneiden, um die Papierpuppen zu bekleiden.

Die Kinder im Alter von vier bis neun Jahren erstellten Zeichnungen in beliebiger Technik für die 2. Unternominierung, die den Alltag, das Handwerk oder die Kultur der Russlanddeutschen widerspiegeln.

In der Unternominierung „Ausstellung im Fokus: Wenn Dinge sprechen könnten“ mussten die Teilnehmer zu den Fotos von Exponaten, die in den Museen oder in den Familien der Russlanddeutschen aufbewahrt werden, ihre Geschichte schreiben.

Die zweite Familienkategorie vereinte die Kinder und die Mitglieder ihrer Familien. In der ersten Unternominierung „Meine Großmutter erzählte mir ...“ mussten die Teilnehmer Essays schreiben. Für die Unternominierung „Kulinarischer Blog“ drehten sie ein Video, wo ein Gericht der russlanddeutschen Küche zubereitet wurde. Mit dem Video schickten die Teilnehmer auch ein Rezept dieses Gerichts mit einer ausführlichen Beschreibung der Kochschritte.

Die Kreativkategorie sah eine Videoerstellung vor. Hier zeigten die Wettbewerbsteilnehmer Lieder in deutscher Sprache oder im Dialekt, Tanzmeisterklasse, wo das Erlernen der Grundbewegungen des Tanzes und die Vorführung des fertigen Tanzes gezeigt wurden, sowie Deklamation von Gedichten in deutscher Sprache oder im Dialekt. In der Unternominierung „EthnoPero“ (deutsch „EthnoFeder“) wurden Autoren-geschichte, -gedichte und -märchen akzeptiert, die in deutscher Sprache geschaffen wurden.

In der nächsten Ausgabe der „Zeitung für Dich“ können die Leser über die Ergebnisse des Wettbewerbs „Wunderkind 2025“ erfahren sowie auch einige Arbeiten der Wettbewerbsteilnehmer kennen lernen.

Sonderausgabe Nr. 26

Die Ausgabe wird im Rahmen des Programms zugunsten der ethnischen Deutschen in der Russischen Föderation laut den Entscheidungen der Deutsch-Russischen Regierungskommission für Angelegenheiten der Russlanddeutschen ermöglicht.

Swetlana DEMKINA

DEUTSCHE ANSTALTEN IN AKTION

„EthnoBlick“ in die Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen



Jakow Grinemaer (sitzt in der Mitte) in der Theatervorstellung.

Anfang November wurde in Tomsk das Interregionale Forum „EthnoBlick“ abgeschlossen, das Vertreter aus fünf Regionen Westsibiriens, und zwar aus den Gebieten Kemerowo, Nowosibirsk, Omsk und Tomsk sowie aus der Altairegion, zusammenbrachte. Mehr als 70 Teilnehmer vereinten sich während drei Tagen unter dem Dach des Regionalen Russisch-Deutschen Hauses Tomsk, um in die Geschichte sowie in die ethnische deutsche Kultur und Kunst einzutauchen und moderne Formate für den Erhalt des kulturellen Erbes der Russlanddeutschen kennen zu lernen.

Die Veranstaltung wurde anlässlich des 10. Jahrestages des Denkmals „250 Jahre im Dienste Russlands“ durchgeführt. Dieses Denkmal wurde im Jahr 2015 installiert und war dem 250. Jahrestag des Beginns der Massensiedlung der Deutschen nach Russland gewidmet.

„EthnoBlick“ begann mit der feierlichen Eröffnung, wo alle Anwesenden von Konstantin Matis, dem Präsidenten der föderalen nationalen Kulturautonomie der Russlanddeutschen, begrüßt wurden. Er betonte in seiner Anrede die Wichtigkeit der Arbeit mit der Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen durch die Medienkommunikation. Das, laut dem Sprecher, lässt über die nationale Vielfalt Russlands sprechen und die lebhaftige Gestalt des Landes im Mediaraum schaffen.

SPIEL, RUNDER TISCH UND DEUTSCHE HOCHZEIT

Im Bestand der Delegation aus der Altairegion waren Vertreter der Altaierrusslanddeutschen gesellschaftlichen Organisationen, Lehrkräfte der ethnokulturellen

Schulen, Gründer der Museen der Russlanddeutschen und Kulturschaffende. Auf die Teilnehmer wartete ein reichhaltiges Programm, das in vier Schlüsselbereichen realisiert wurde. Das waren „Museums- und Ausstellungswesen und Heimatkunde“, „Kreativindustrien: Theater- und Kunststratum“, „Ethnische Bildung“ sowie „Medien und Medienkommunikation“. Außerdem wurde auch eine Reihe von Kulturveranstaltungen den Beteiligten angeboten.

Am zweiten Forumstag besuchten die Gäste der Stadt Tomsk das Progymnasium „Kristina“. Hier konnten sie in der Praktik kennen lernen, wie Deutsch in das Programm für die Kleinen eingewoben wird und wie moderne pädagogische Methoden harmonisch mit Elementen der traditionellen Kultur der Russlanddeutschen in der Erziehung und Bildung von Schulkindern kombiniert werden. Im Institut für Künste bei der Staatlichen Universität Tomsk sprachen die Forumsteilnehmer über die Ausbildung neuer Generationen von Künstlern.

Mit Vergnügen tauchten die Beteiligten in die Steinchronik von Tomsk durch das Spiel ein, indem sie das Erbe der großen Tomsker Architekten Fedorowskij, Gut, Lygin, Langer, Krjatschkow und Fischel kennen lernten. Es gab noch ein Rundtischgespräch und die Vorstellung des Projekts, das dem Denkmal „250 Jahre im Dienste Russlands“ gewidmet war.

Dieser Tag endete mit der markanten improvisierten Theatervorstellung „Deutsche Hochzeit“, in der sich die Anwesenden in die Gäste und einige davon auch in die Teilnehmer einer traditionellen deutschen Hochzeit verwandelten.



Vertreterinnen der Delegation aus der Altairegion während der Arbeit.

GEDÄCHTNISKARTE UND IMMERSIONSTHEATER

Am letzten Tag fanden der Stadtrundgang in deutscher Sprache und die Meisterklasse „Spruch“ statt. In der Letzteren tauchten die Teilnehmer in die Vergangenheit ein und eigneten sich die gotische deutsche Schrift an. Als Souvenirs wurden flache Figuren aus Ton mit einem selbst gezogenen Zitat zur Erinnerung an das Forum.

Gleichzeitig präsentierten die Teilnehmer der Richtung „Medien und Medienkommunikation“ das Ergebnis ihrer Arbeit, und zwar das Projekt „Gedächtniskarte: Deutsche Geschichten in Sibirien“. So wurden fünf Webseiten geschaffen, auf einer Plattform vereint, die die einzigartige Geschichte der Russlanddeutschen aus fünf Regionen Westsibiriens beinhalten. Das sind Multimedia-Chroniken, die aus Familienarchiven, Erinnerungen und allerlei Dokumenten gesammelt wurden. Die Webseite der Altairegion schildert beispielsweise die Geschichte der Barnauler Silberschmelzfabrik und die Rolle deutscher Spezialisten in der Entwicklung der Region.

Sehr interessant fanden die Teilnehmer des Forums auch das Treffen mit Margarita Lange, Präsidentin der Gilde des interethnischen Journalismus, Chefredakteurin des Portals „Nationaler Akzent“. Die erfahrene Journalistin gab die Besonderheiten der Vorbereitung und Einreichung von Materialien im ethnokulturellen Journalismus bekannt und sprach darüber, welche Fähigkeiten bei der Arbeit mit einem solchen Thema erforderlich sind.

Der spannende Schlussakkord des Tages war die Premiere des immersiven Theaterstücks „Weil ich Russlanddeutscher bin!“. Das war eine kraftvolle, ergreifende

Geschichte über das Schicksal der Russlanddeutschen, die das Publikum mit den Schauspielern erleben konnte.

EINDRÜCKE

„Für mich vereinte dieses Forum all das, was mir besonders gefällt, und zwar ethnokulturelle Thematik und Medien. Dieses Ereignis schenkte eine Menge von Eindrücken und neuen Ideen“, teilt Valerija Meier, Mitarbeiterin des Zentrums für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“ ihre Eindrücke mit. „Jeder Tag war reich an Kommunikation mit interessanten Menschen und inspirierte zu neuen kreativen Herausforderungen. Die erworbenen Erfahrungen und Fähigkeiten gaben einen neuen Blick auf die Informationsarbeit und werden bei der Erstellung hochwertiger Contents und Realisierung interessanter Medienprojekte zugutekommen.“

Diese Gedanken setzt Lydia Janzen, die Leiterin des deutschen Kulturzentrums des Dorfes Ananjewka, Rayon Kulunda, fort: „Ich hatte das Glück, drei unvergessliche Tage im erstaunlich schönen Tomsk zu verbringen. Ich erlebte so viel freudige und begeisterte Momente, konnte die Geschichte der Stadt berühren, die Geheimnisse der Vorbereitung des Ausstellungsraums und der Arbeit mit verschiedenen Alterskategorien der Bevölkerung im Museum kennen lernen. In jedem Block konnte man etwas Nützliches für sich finden. Dank des Forums entstand der Wunsch, zu unseren Projekten etwas Neues beizufügen.“

Das Projekt wurde unter Mithilfe des Internationalen Verbands der deutschen Kultur im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen umgesetzt.

Fotos: Archiv des RDH Tomsk

Swetlana DEMKINA

Swetlana DEMKINA

Kreativität und nationale Küche

Im Deutschen nationalen Rayon (DNR) werden stets verschiedenartige Veranstaltungen durchgeführt, die darauf abzielen, das deutsche nationale Kolorit dieses einzigartigen Rayons zu pflegen und das kulturelle Erbe und die Traditionen der Russlanddeutschen den jüngeren Vertretern dieser Nationalgruppe zu übergeben. So fanden in der ersten Novemberhälfte zwei solche Veranstaltungen statt. In einer stellten die Teilnehmer ihr kreatives Können vor und die andere war der nationalen Küche der Russlanddeutschen gewidmet. Beide wurden unter Mithilfe des Internationalen Verbands der deutschen Kultur im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen ermöglicht. Hierunter über diese ausführlicher.

„GEMEINSAM KÖNNEN WIR MEHR“

So hieß das Festival des künstlerischen Schaffens für die Russlanddeutschen, das am 6. November im Rayonskulturhaus in Halbstadt von der Deutschen nationalen Rayonsorganisation der Allrussischen Gesellschaft der Invaliden durchgeführt wurde. Das Festival sah ein Konzertprogramm vor, an dem behinderte Russlanddeutschen ihr kreatives Können vorstellten.

Von Anfang an wurden die Teilnehmer wie alle Zuschauer von Irina Tusowa, Vorsitzende der Gesellschaftlichen Rayonsorganisation der Invaliden, begrüßt. „Unser Festival wird bereits zu einer guten Tradition, die die aktiven und kreativen Menschen aus dem Deutschen Rayon vereint“, betonte sie in ihrer Anrede. „Eine Besonderheit dieser Veranstaltungen besteht in der Zielgruppe - Russlanddeutsche mit Behinderungen, die die Traditionen und Kultur ihrer Volksgruppe sorgsam pflegen.“



Im Festival des künstlerischen Schaffens für Russlanddeutsche mit Behinderungen wurde unter anderem auch die Ausstellung-Verkostung der deutschen nationalen Küche organisiert.

Das Konzertprogramm verlief in einem Atemzug. Bunte Kostüme, feurige Lieder und Tänze, brennende Augen der Artisten - all das schuf eine besondere festliche Atmosphäre, die alle von Klein bis Groß vereinte. Die Zuschauer unterstützten herzlich jeden Auftritt und geizten nicht mit Applaus.

Im Foyer des Kulturhauses wartete auf alle Gäste eine Ausstellung von Werken der dekorativ-angewandten Kunst der Festivalteilnehmer: verschiedene Stickereien, Werke aus Holz und Ton und Gemälde, die in verschiedenen Techniken geschaffen wurden.

Außerdem konnten sich alle Anwesenden mit Jekaterina Schmidt an der Meisterklasse zur Herstellung von Tonwaren im Töpferhandwerk probieren. Nina Allerborn präsentierte den Gästen und Teilnehmern des Festivals eine Ausstellung von Gerichten der Deutschen Nationalküche, bei der sie leckere Gerichte verkosten und die besonders gefallenen Rezepte zur Kenntnis nehmen konnten. Die Teilnehmer des Festivals besuchten

auch das Zwischensiedlungsmuseum, wo sie die Geschichte der Umsiedlung der Deutschen nach Russland kennen lernten.

Anschließend wurden alle Artisten mit Urkunden und Geschenken ausgezeichnet und ein festliches Mittagessen rundete diese Veranstaltung ab.

LECKERER MARATHON

Nationale Küche ist ein wesentlicher Teil der Kultur jedes Volkes. Sie spiegelt seine Lebensbedingungen, Geschichte und seinen nationalen Charakter wider. Ohne sie ist es unmöglich, die Kultur eines Volkes in vollem Maße zu verstehen. Daran sind die Mitarbeiter der Rayonsbibliothek in Halbstadt fest überzeugt. Deshalb organisierten sie am 7. November den Marathon der Küche der Russlanddeutschen, an dem sich die Teams der deutschen Kulturzentren, Bibliotheken, Kulturhäuser und des professionellen Lyzeums des Deutschen nationalen Rayons beteiligten.

Der kulinarische Wettbewerb wurde zu einem wahren Fest des Geschmacks und der Traditionen. Jedes Dorf stellte seine einzigartigen Gerichte der deutschen Küche vor, die von Generation zu Generation übergeben werden. Strudel, Nudelsuppe, Schmorkraut mit Kartoffelbrei, Salzkartoffel mit Tunkfett (mit Sauerrahmsauce), Beerenkuchen, Kriebel, Riewelkuchen, - all das und viele andere traditionellen Gerichte der Russlanddeutschen konnten die Marathonteilnehmer und -gäste nicht nur besichtigen, sondern auch verkosten.

Außerdem wurde im Rahmen des Projekts die Buchausstellung „Nationale Küche - Spiegel der Geschichte“ vorbereitet, die die Anwesenden mit den kulinarischen Traditionen der Russlanddeutschen vertraut machte.

Die musikalische Begleitung ergänzte diese leckere Veranstaltung. Die von den Teilnehmern gesungenen Lieder führten alle Anwesenden in die Vergangenheit und erinnerten an die reiche Kultur der Russlanddeutschen. Choreografische Kollektive begeisterten das Publikum mit ihren prächtigen Nationaltrachten und feurigen Tänzen. Neben der Küche und schöpferischen Auftritten wurden im Rahmen des Marathons auch Meisterklassen zur Gestaltung von Gerichten organisiert.

Die Jury kennzeichnete jedes Team in einer bestimmten Kategorie, beispielsweise „Für die beste Präsentation eines Gerichts“, „Für die Schwierigkeit der Zubereitung eines traditionellen deutschen Gerichts“, „Für die Kombination von Stil und Tradition“, „Für das originellste Rezept eines nationalen Gerichts“ und in anderen.

Der Marathon endete mit der Verleihungszeremonie, wo allen Teams Urkunden und Ehrengeschenke ausgehändigt wurden.

Foto: Archiv der Gesellschaft der Invaliden, DNR

Swetlana DEMKINA

„Meine ethnischen Wurzeln“: Präsenzzrunde und Ergebnisse

Am 15. November startete im Zentrum für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“ in Barnaul die Hauptetappe des Zwischenregionalen Forschungswettbewerbs „Meine ethnischen Wurzeln“. Zur Teilnahme am Preisausschreiben wurden Schüler der 8.-11. Klassen allgemeinbildender Schulen und Mitglieder der Jugendklubs deutscher Kulturzentren Sibiriens, und zwar aus der Region und Republik Altai, aus den Gebieten Nowosibirsk, Omsk, Tomsk und Kemerowo, eingeladen.

Der Wettbewerb wurde in zwei Etappen durchgeführt. Die erste Runde endete am 30. Oktober. Sie sah die Erstellung einer schriftlichen schöpferischen Arbeit zum Thema „Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen Sibiriens“ vor. Die Arbeiten umfassten Familiengeschichten, Geschichten der Heimatdörfer, Forschungen über die Traditionen und Bräuche der Russlanddeutschen und andere Themen. Dabei wurde den jungen Forschern empfohlen, Archiv-, archäologische, ethnografische, statistische und kartografische Quellen, Periodik, mündliche Befragungen der Bevölkerung sowie andere Forschungsmethoden zu verwenden.

TESTS UND TEAMBILDUNG

Insgesamt wurden 27 Forschungsarbeiten für die Jurybewertung zugeschickt. Davon wurden 15 Arbeiten der Schüler aus den Regionen Nowosibirsk und Omsk sowie aus der Altairegion zur Präsenzzrunde ausgewählt, die vom 15. bis 16. November in Barnaul stattfand.

Bei der Eröffnung wurden die Wettbewerbsteilnehmer von Iwan Nasarow, Direktor des Instituts für Geschichte und Internationale Beziehungen der Altaier Staatlichen Universität, von Georgij Klassen, Vorsitzender des Interregionalen Koordinationsrates der Deutschen Westsibiriens, von Tatjana Schulz, Vorsitzende des Rates der Regionalen nationalen Kulturautonomie der Deutschen des Altai, und Tatjana Chaustowa, Direktorin des Zentrums für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit, begrüßt.

Danach folgte eine schriftliche Runde, die Tests und Lösung der Problem- und Logikaufgaben zur Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen vorsah. Das Programm des ersten Tages beinhaltete nicht nur Wettbewerbe, sondern auch eine Meisterklasse für die Führungskräfte und ein Spiel für Teambildung.

GEWINNER BESTIMMT

Am zweiten Tag stellten die Finalisten des Wettbewerbs ihre Forschungsarbeiten vor. Dabei demonstrierten sie nicht nur ein tiefes Verständnis ihres Themas, sondern auch eine echte Leidenschaft für das ethnokulturelle Erbe ihrer Vorfahren. „Für viele Schülerinnen und Schüler wurde dieser Wettbewerb zum ersten Schritt in die Wissenschaft und gab ihnen wertvolle Erfahrungen im Durchführen und in der Präsentation von Forschungsprojekten“, betont man im Zentrum „Deutsche des Altai“.

Die Arbeiten bewerteten Iwan Nasarow, Juryvorsitzender, Dozent und Kandidat der Geschichtswissenschaften, Arkadij Kontew, Kandidat der Geschichtswissenschaften, Do-



Die Gewinnerin Alina Putiwsckaja mit dem Juryvorsitzenden, Iwan Nasarow.

zent und Leiter des Lehrstuhls für das historische und kulturelle Erbe und Tourismus am Institut für Geschichte, Sozialkommunikationen und Recht der Altaier Staatlichen Pädagogischen Universität, und Irina Borsenko, Kandidatin der pädagogischen Wissenschaften, Hauptpädagogin am Lehrstuhl für Geisteswissenschaften des Altaier Staatlichen Instituts für Kultur, bewertet.

Die diesjährigen Arbeiten wie ihre Verteidigungen waren, wie alle Jurymitglieder feststellten, von sehr hohem Niveau, doch die Besten wurden bestimmt.

Es gab dabei zwei Altersgruppen. Unter den Schülern der 8.-9. Klassen wurde Alina Putiwsckaja aus der Altairegion als die Beste anerkannt. Den zweiten und dritten Platz belegten Anna Germann (Gebiet Nowosibirsk) und Nadja Bittner (Altairegion) entsprechend.

Unter den Schülern der 10.-11. Klassen gewann Anna Pankraz (Gebiet Nowosibirsk). Die Zweitbeste war Anastassija Siwych, auch aus dem Gebiet Nowosibirsk, und den dritten Platz belegte Anna Pogosjan aus dem Gebiet Omsk.

ZUR FORSCHUNG MOTIVIEREN

Die Organisatoren des Wettbewerbs, das oben genannte Zentrum „Deutsche des Altai“, sehen ihre Schlüsselaufgabe darin, die Bedingungen zu schaffen, um eine nationale Identität unter der jüngeren Generation der Russlanddeutschen als untrennbarer Teil des russischen Volkes zu fördern. Außerdem war das Projekt darauf abgezielt, junge Menschen zu motivieren, das historische Erbe ihrer Vorfahren zu erforschen und zu erhalten. Der Wettbewerb dieses Jahres zeigte, dass er die Jugendlichen inspiriert, ihre Forschungen weiter fortzusetzen. Die Durchführung dieser Veranstaltung in Partnerschaft mit der Altaier Staatlichen Universität gibt diesem Wettbewerb einen akademischen Status und eröffnet neue Perspektiven für seine Teilnehmer.

Das Projekt wurde unter Mithilfe des Internationalen Verbands der deutschen Kultur im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen durchgeführt.

Foto: Archiv des Zentrums „Deutsche des Altai“

Seite vorbereitet von Maria ALEXENKO

Woldemar Ekkert: Dichter, Pädagoge, Essayist und Literaturhistoriker

Woldemar EKKERT wurde am 29. November 1910 in der Siedlung Köpental, Kanton Seelmann, an der Wolga in einer Bauernfamilie geboren, wo alle Kinder von Kindheit an zur Arbeit erzogen wurden. Nach dem Studium an der Pädagogischen Fachschule in Seelmann war er zwei Jahre Lehrer an der Anfangsschule und dann ihr stellvertretender Direktor für Unterricht. Später arbeitete Woldemar Ekkert in der Kaderabteilung des Deutschen Volkskommissariats für Landwirtschaft und studierte gleichzeitig an der Theaterfachschule in Saratow. Mehr als 45 Jahre währte seine Lehrtätigkeit an Mittel- und Hochschulen.

Im Herbst 1932 delegierte das Deutsche Volkskommissariat für Bildungswesen ihn zum Studium an die Literaturfakultät des Deutschen Pädagogischen Instituts Odessa. Als er Student war, unterrichtete Woldemar Ekkert an seiner Hochschule westeuropäische Literatur, und bald wurde ihm ein Studienplatz in der Aspirantur zugewiesen. Die Studenten der Fakultät für Literatur behalten ihre vortrefflichen Lektoren, wie Akademiemitglied Warncke, die Professoren Wolkow, Boguslawski, Ström, Dozenten Tschubatsch, Hahn und andere im Gedächtnis.

In der bekannten Zeit wurde Woldemar Ekkert wie auch viele andere deutsche Lektoren und Studenten repressiert. So hat das Volkskommissariat für Bildungswesen der Ukrainischen SSR Woldemar Ekkert aus der Aspirantur ausgeschlossen und in die Deutsche Pädagogische Hochschule Werchnjaja Chortiza als Lehrer für Deutsch, deutsche und westeuropäische Literatur versetzt.

1940 versetzte das Volkskommissariat für Bildungswesen der Ukrainischen SSR Woldemar Ekkert als Dekan der deutschen Abteilung an der Pädagogischen Hochschule Kremenschug. Außerdem wurde er Oberlektor der deutschen und westeuropäischen Literatur. Später ernannte man ihn zum Lehrstuhlleiter der deutschen Sprache.

Im August 1941, als Kremenschug von der Feindarmee bedroht war, durfte die Bevölkerung der Stadt evakuieren. Die Familie Ekkert verließ die brennende Stadt ohne Lebensmittel und nötige Kleidung. Sie gingen zu Fuß durch ein einziges Schlupfloch in Richtung Poltawa unter dem Feuer der Sturzbomber und Artilleriebeschuss weg. Mit Wärme erinnert sich Woldemar Kornejewitsch später an Reisegefährten, die seiner Familie halfen, wo sie nur konnten.

Im Volkskommissariat für Bildungswesen der Ukrainischen SSR trug man Ekkert die Evakuierung gen Osten an. Nach großer Mühe erreichte die Familie Ekkert die Stadt Engels, und dann kam sie zu ihren Verwandten nach Krasnojarsk. Woldemar Ekkert war in der Trudarmee im Nordural, dort arbeitete er als Lehrer der russischen Sprache und Literatur in der Schule. 1947 kehrte er nach Krasnojarsk zurück und war als Oberlehrer in einer Knabenschule tätig. Im Laufe von zehn Jahren unterrichtete er danach Deutsch am Pädagogischen Institut. Ekkert wurde später als Dozent und Oberlektor an der Hochschule für Buntmetalle tätig.

Seine aktive methodologische Arbeit unter den Lehrern, Teilnahme an verschiedenen Seminaren, an jährlichen Weiterbildungskursen ermöglichten es Woldemar Kornejewitsch, Artikel zur Methodik, Sprache und Landeskunde zu erarbeiten. Zu seiner Dissertation wurde eine ganze Reihe von Arbeiten in den Zeitschriften, darunter in der ehemaligen DDR, veröffentlicht. Im Jahre 1960 erschien in Moskau sein erstes



Buch „Die deutsche Orthographie“ in Russisch. Viele Jahre half er den Aspiranten und Anwärtern bei ihrer Vorbereitung zur Verteidigung der Dissertation.

Eine große Liebe hegte Woldemar Ekkert immer der Literatur gegenüber. Als junger Mann begann er die Gedichte zu schreiben. Noch vor dem Krieg wurden seine ersten Gedichte in der „Roten Jugend“, in den „Nachrichten“, im „Neuen Dorf“ und in der DZZ veröffentlicht.

Ab Mitte der fünfziger Jahre war Woldemar Ekkert bestrebt, die Hauptrichtungen der sowjetdeutschen Literatur unter Berücksichtigung ihrer Geschichte herauszuarbeiten sowie ihre Wechselbeziehungen zur Literatur der Brudervölker zu erforschen. Unter seiner aktiven Mitwirkung erschien im Verlag „Kasachstan“ die dreibändige „Anthologie der sowjetdeutschen Literatur“. Seiner Feder entstammen zahlreiche literaturwissenschaftliche Abhandlungen und Porträts. Seine Ideen in „Blätter, vom Leben beschrieben“ sind Ausdruck reicher Lebenserfahrungen sowie eines reifen und vielseitigen Talents.

Seine Beiträge zur Literaturwissenschaft, zur Literaturkritik, zur Geschichte der Sowjetdeutschen wurden auch im Almanach „Heimatliche Weiten“, in den Zeitungen „Neues Leben“, „Freundschaft“ und „Rote Fahne“ veröffentlicht. Viele Jahre interessierte er sich für das Leben des sowjetdeutschen Gelehrten Franz Schiller, erforschte seine pädagogische und wissenschaftliche Tätigkeit. Nicht zufällig sammelte er alles nur erhältliche Material zu diesen Themen. An Woldemar Ekkert schrieben viele Freunde, Bekannte, Verwandte und ehemalige Schüler Schillers. Während der Stagnationszeit konnte er nur einen kleinen Teil dieser Materialien in Artikeln und in einem Büchlein auswerten, das in Alma-Ata herausgegeben wurde. Seine Publikationen fanden dankbaren Widerhall von den Lesern. In einigen Briefen schlug man ihm Zusammenarbeit vor. Auch Auslandspost kam. Viel Freude bereiteten ihm die Briefe seiner ehemaligen Mitstudenten an der Seelmann Fachschule und der Odessaer Hochschule, der Chortizer Pädagogischen Fachschule ebenso von ehemaligen Arbeitskollegen als auch von völlig unbekanntem Menschen.

Der Essayist und Literaturhistoriker Woldemar Ekkert starb am 23. März 1991 in Krasnojarsk. Durch den Tod von Woldemar Ekkert hatte die sowjetdeutsche Literatur einen schmerzlichen Verlust erlitten.

Foto: RF/ZfD-Archiv

Woldemar EKKERT Zur Schule

Heute steigst du schon in aller Frühe aus dem Bettchen, du mein liebes Kind, weil bis zu dem ersten Glockenzeichen nur Minuten noch geblieben sind.

Schön steht dir die Schürze zu Gesicht, auch der Ranzen ist natürlich da. Und im Gehen sagst du voller Würde! „Es ist höchste Zeit, ich geh, Mama!“

Auch Aljoscha ist sofort zur Stelle: „Guckt euch meine Schwester an, ihr Leut!“ Mit dem Bruder teilst du deine Freude: „In die erste Klasse geh ich heut. Vieles werd´ ich in der Schule lernen, doch wenn ich das Lesen hab heraus, bring ich Märchen und noch

andre Bücher aus der Schule auch für dich nach Haus. In die Schule tät ich dich ja nehmen, aber du bist wirklich noch zu klein.“ „Ärgerlich ist das“, denkt

unser Kerlchen, „könnte ich doch etwas größer sein!“

Das Leben siegt

Die Berge fallen stufenweis zum Flusse, und ihre Rücken stecken tief im Grün; doch wütete ein Waldbrand viele Tage – und bald war alles hin!

Und Tag und Nacht vermischten sich im Rauche, die Feuerwand sich wälzte ohne Halt. Da türmten sich am Himmel Regenwolken, zu retten die Taiga-Getier und Wald.

Der Regen goss und prasselte hernieder und löschte aus des Feuers blinde Wut; nun wurde grauweiß sie wie eine Weihe - den Tod gebracht, starb sie nun selbst, die Glut.

Dort, wo die Riesenkerzen Kiefern lohten, dort grünen wieder Gras und Strauch und Baum, und Vögel jubeln in den Morgenhimmel und Blumen drängen sich am Waldessaum.

Und mittendrin in diesem Blumenmeere sich eine rote Nelke leise wiegt: Sie ist des Kampfes und des Sieges Sinnbild, weil unbedingt das Leben wieder siegt.

Wetterleuchten

Es gibt im Sommer mondscheinlose Nächte: kaum sichtbar Wolken stehn am Horizont, und dann umreißt ein jäh Wetterleuchten mit Feuerstrichen ihre dunkle Front.

Nicht mal Sekunden lebt das ferne Feuer, umzackt die dunkle Wolke glühend heiß – wie eine aufgebäumte wilde Stute steht sie phantastisch in dem Flammenkreis.

Wenn nach Sekunden oder einer Stunde das Wetterleuchten wieder flackert hell, siehst du die Wolke wieder unverändert, gerade so phantastisch, wild und grell.

Ringsum ist ´s still. Die reifen Roggenfelder erfüllen weit die Nacht mit ihrem Duft. Als hätte jemand Dorfbier ausgeplätschert, umfächelt trunken dich die Sommerluft.

In solchen Nächten scheint ´s - der Liebsten Augen verschwimmen unter Wimpernschatten ganz, und bis zum Morgen steht in ihren Tiefen ein wehmutsvoller, zärtlichweicher Glanz.

Und wenn ihr Haar du küsst mit trocknen Lippen, dann zeichnen Fünkchen knisternd ihre Spur; du spürst im Haar die Spannung jener Schwüle, des nicht erfolgten Aufruhrs der Natur.

Im Zug (Aus dem Krimtagebuch)

Komm mit! Komm mit! Komm mit! Komm mit! stoßen die Räder die Gleise, Stunde um Stunde, Station um Station immer die gleiche Weise.

Und ich kam mit, kam mit, kam mit nach Süden und auch nach Norden, ich war auch in Osten und Westen, seitdem ich zum Manne geworden.

Sah viele Städte, manches Dorf, Menschen verschiedener Sprachen... Glück war ´s für mich, dass mit vielen ich konnt´ offen weinen und lachen.

Auf Bergeshöhe

Nun hab ich die Höhe erklommen, zwar hat ´s mir den Atem genommen, doch jubelt die Freude in mir.

Der Morgen beginnt zu bemalen das Tal jetzt mit purpurnen Strahlen, Nie sah ich ´s so schön wie von hier.

Ich möchte die Weiten umschlingen und glücklich ein Loblied jetzt singen dem Leben und, Heimatland, dir.

Es war

Es war vor vielen Jahren, als du mir entgegengestratst und für die Geschichtestunde um eine Landkarte mich batst. Da tauchte ich in deine Augen - Die Stunde fiel damals aus... Ich komm´ aus deiner Augen Tiefe seither nicht wieder heraus.

Morgen am Jenissei

Wir beide reichen uns die Hände: Am Horizont der Sonnenball und ich auf diesem hohen Berge – als schweb´ auch ich im weiten All.

Der Wald erklettert kühn den Berghang im Morgennebel rosamatt – und hell erglänzt die Morgensonne auf jedem taubernetzten Blatt.

Dort unten wie ein Silbergürtel blitzt in den Tag der Riesenfluss, und meine Stadt an seinem Strande mit meinem ganzen Heimatlande schickt, Sonne, dir den Morgengruß!

Ich danke dir...

Du willst nicht, dass ich Dir Hymnen singe, dass ich Dir teure Geschenke bringe, dass ich wie alle Verliebten sage: „Ich will Dich durchs Leben auf Händen tragen.“

Du sagtest: „Ich will, dass die Liebe der Kompass in unserem Leben bliebe, dass ich mich in dir spiegle, erkenne und dich meinen guten Gefährten nenne...“

Zusammengefasst von Maria ALEXENKO

Die Verse waren immer in ihm - tags und nachts



Die ersten Leistungen der meisten Dichter haben in der Regel klassische Vorbilder. Schwer aber haben es jene Anfänger, die sich gleich Christoph Kolumbus mit Wagemut auf unerforschte Wege begeben. Herz ist der trostvolle Kompass, mit dem sie, keine Riffe fürchtend, mutig in den Ozean der Poesie hinaus-schiffen. Zu diesen Dichtern gehört auch Alexander BECK. Schon seine ersten Verse, die 1960 im „Neuen Leben“ erschienen, bestätigen die Tatsache, dass der Autor seinen eigenen Weg schreitet.

In Dehler, einer der größten Siedlungen im Wolgagebiet, kam Alexander Beck in einer Bauernfamilie am 21. November 1926 zur Welt. Seine Kinder- und Jugendjahre verbrachte er in Maienheim, einer 1926 gegründeten Tochterkolonie von Dehler. Gedichte hatte Beck seit seiner frühen Kindheit geschrieben. Als der Krieg kam, hatte er gerade die Sieben-Klassen-Schule absolviert. Zusammen mit der Mutter und den beiden Geschwistern wurde er nach Sibirien deportiert.

Damit ihm die Brotkarte nicht verweigert werden konnte, hatte er von nun an in der Sowchose den verschiedensten Arbeiten nachzugehen: In der Sommerzeit Heu- und Strohschober setzen, winters Heu und Stroh fahren. Als Tankwart hatte er die Möglichkeit, sich mit der Landmaschinenteknik vertraut zu machen. So stieg Beck vom Traktoristen und Kombiführer zum Leiter der Traktorenbrigade auf und gab sich während der winterlichen Reparaturarbeiten dem Schlosserberuf hin. Später, als er eine Familie gründete, lernte er auch, das Beil richtig zu schwingen und den Hobel fachgerecht zu führen. Bevor Beck Zeitungsmann wurde, ging er noch zehn Jahre lang dem Autofahrerberuf nach. Und als in ihm sein Kindheitstraum, Gedichte zu schreiben, mit neuer Stärke erwachte, mangelte es Alexander Beck nicht an Lebenserfahrung.

Erst 1957, als er wieder eine deutschsprachige Zeitung in den Händen hielt, griff er zur Feder. Alexander Becks erste Gedichtveröffentlichungen gehen auf das Jahr 1959 zurück. Sein urwüchsiges, einzigartiges Talent konnte jetzt freien Lauf nehmen. Monatelang trägt er sich mit allerlei Sujets herum, ohne eine einzige Zeile zu schreiben. Dann urplötzlich wie ein Quell, der sich durch

die Felsen bricht, fließen die fertigen Reimzeilen unaufhaltsam aufs Papier. Da philosophieren die Steine, werden schneppgetretene Stiefel poetisiert, führt uns der Schatten eines Geiers in das Wolgadorf Maienheim, wo der Dichter seine Kindheit verbrachte usw.

Merkwürdig ist, dass Alexander Beck für jegliche Kleinigkeit aus dem Alltag eine treffende poetische Gestaltung findet. Er versteht es, mit einfachen Worten hohe menschliche Gefühle auszudrücken wie in „Frost“. Unser Dichter ist ein Meister der Personifizierung („Frühling, Herbst und Winter“), er ist sehr sparsam mit Metaphern und äußerst geizig mit Vergleichen. Und dort, wo sie Vorkommen, sind es keine Schmuckmittel, sondern unentbehrliche Bauteile des Gedichts.

Ab 1968 wohnte Alexander Beck in Slawgorod. Bis zur Rente war er fast 20 Jahre mit kurzen Unterbrechungen Mitarbeiter der deutschsprachigen „Roten Fahne“, wo er Verse und Prosawerke redigierte sowie Skizzen über werktätige Menschen der Kulundasteppe verfasste. Und er stand jungen Kollegen wohlwollend und einfühlsam, aber auch kritisch und streng mit Rat und Tat zur Seite.

Alexander Beck sagte über seine Zeit in der „Roten Fahne“: „Es war schön, gebraucht zu sein. Es war schön, den Lesern Ohr und Herz zu leihen. Es war schön, mit der Feder in der Hand mitzumachen: Dem Bösen ein Bein zu stellen und dem Guten auf die Beine zu helfen. In diesem Sinne war meine in der Zeitungsredaktion verbrachte Zeit eine gute Zeit. Und dem Guten hat man dankbar zu sein.“

Das Dichten gehörte zu Alexander Beck wie das Atmen: „Ich dichte immer, die Verse sind immer in mir - tags und nachts. Ich dichte, auch wenn ich im Schrebergarten bei der Arbeit bin.“

Es gab Tage, an denen er gereimte Zeilen buchstäblich aus dem Ärmel schüttete. In seiner Brusttasche hielt er stets ein verkrizteltes Heftlein verborgen. Ab und zu, um einen Abstecher von der Redaktionsroutine zu machen, holte er das Manuskript hervor und las daraus.

Er wusste andere Meinungen zu schätzen, konnte Kritik gut vertragen und provozierte sogar dazu. Dann kritzelte er wieder und wieder an dem scheinbar schon Ausgereiften, suchte nach dem einzig treffenden Wort, hörte sich

in die Klangfarbe hinein und gab sich immer noch unzufrieden.

Seine Gedichte sind in zwei Einzelpublikationen sowie in verschiedenen Sammelbänden und deutschsprachigen Zeitungen und Literaturalmanachen erschienen. In den letzten Jahren versuchte sich Beck dichterisch immer öfter in der russischen Sprache. Sein Vorbild war der russische Dichter Jessenin. „Wer braucht hier heute schon deutsche Gedichte, wo alle doch weg sind“, meinte er. Er brachte es nicht übers Herz auszureisen: „Es ist schwer, einen alten Baum mit Wurzeln auszureißen. Er wird am fremden Ort keine Wurzeln schlagen.“

Auf Berühmtheit und andere Äußerlichkeiten legte er nie großen Wert. Kann sein, dass er deshalb nicht entsprechend seinem Talent gewürdigt wurde. Vielleicht auch, weil er weniger ungewöhnlich war und sich nicht unbedingt „weltmännisch“ gab? Aber auch das kümmerte ihn wenig.

Viele Jahre arbeitete der Dichter an seinem Kunkel-Verszyklus. Sein „Kunkel“ versinnbildlicht den „kleinen Mann“, der schlau und schlagfertig, piffig und forschend, fragend und antwortbedürftig, mutterseelenallein und gesellig, Freude spendend und Wärme lechzend der kalten und gleichgültigen Welt in die Augen schaut. Der „Kunkel“-Geist lebte auch in Alexander Beck - als Urquell seiner dichterischen und journalistischen Begeisterung und der Möglichkeit, die Umgebung aus einer humoristisch-satirischen Perspektive zu sehen und darzustellen. Im Rahmen des Verszyklus sind zahlreiche Kunkel-Gedichte erschienen, die zu verschiedenen Zeiten in den Zeitungen und Almanachen veröffentlicht wurden.

Der Slawgoroder Unternehmer Jakob Grinemaer und die Mitarbeiter der „Zeitung für Dich“ bereiteten ein zweisprachiges illustriertes Buch mit dem Kunkel-Gedichtzyklus von Alexander Beck vor. Über das Erscheinen (2012) konnte sich der Dichter leider nicht freuen. Ebenso wie über die Auszeichnung mit der Medaille „Für Verdienste in der Literatur“ der Assoziation der Schriftsteller des Urals, Sibiriens und des Wolgagebietes, die ihm schon nach seinem Tode verliehen wurde.

Am 21. November 2011 war Alexander Beck, Dichter und ehemaliger Zeitungsmann aus Slawgorod 85 geworden. Zwei Monate später, am 13. Januar 2012, ist er aus dem Leben geschieden.

Alexander BECK Am Trennungsstrich

Spätherbst. Die windigen
Regen
Bringen dem Herzen
kein Glück...
Unnützes Suchen
nach Wegen...
Zeit... Sie ruft keiner zurück.

Alles ist anders geworden.
Alles - ein einziges Weh.
Kommen die Regen
vom Norden,
folgt ihren Spuren der Schnee.

Unnützes Suchen
nach Wärme.
Hoffnung? - Die letzte
entwich...
Trostlos: Wozu sich
noch härmen,
dort, wo die Sonne verblich?

Einsames inneres Glimmen,
trag deinen Schmerz nicht
zur Schau! -
Klagende Vogelstimmen
verhallen im aschfahlen Grau...

Ich sitz am Tisch...

Ich sitz am Tisch im
düstren Haus
und ess mein trocken Brot.
Im Wasser steht
ein Blumenstrauß,
er leidet große Not.

Hin ist's mit seiner Zier.
Wie werf ich ihn hinaus,
schaut er sich doch nach dir,
nach dir
die treuen Äuglein aus.

Nur düsterr, düsterr wird's
im Raum,
und du trittst nicht herein.
Kann sein, kann sein, es war
ein Traum,
da ich dich nannte mein...

Morgendämmern

Erst steht's
wie eine Ahnung
in der Nacht.
Dann ist's
ein Lauschen
fernen Melodien.
Dann ist's
wie ein Berühren
nackter Knie.
Dann ist es wie
des Blutes
heißes Glühn.
Dann ist es selbst
zu einer Glut
entfacht.

Klarsicht

Oh, dich und mich
und wohl auch all die Leute,
uns treibt voran
das Bild Vergangenheit.
Wir schau nach vorn
und haben unsre Freude
daran, was gestern
freute unsre Zeit.

Wir schau zurück
und schau auch all die Leiden,
das uns ein Morgen
hätte angetan...
Oh, du und ich
und wohl auch all die Leute,
wir sind dem Heute
schon ein gutes Stück voran.

Frost

Sonnenstrahlen,
Sonnenstrahlen,
warum wärmt ihr nicht?
Ach, kein liebes Herz
begehrt es,
euer kaltes Licht.

Sagt, wo sind der Pappeln
Lieder,
die der Blumen - wo?
Auch das Bächlein hinterm
Dorfe
schweigt nicht einfach so.

Und der Vöglein Musizieren
ist wie Gold so rar.

Warum sind sie ausgewandert -
Lerche, Fink und Star?

Diese frosterstarrten Fluren
kennen kein Juchhe.
Sonnenstrahlen,
Sonnenstrahlen,
seid auch ihr aus Schnee?

Winterahnung

Verblichen sind die Wege,
die Wolken fahren tief.
Ein Ahornblatt kreist träge
im Traum, der sich verlief.

Wie eine dunkle Mauer
und ratlos steht der Wald.
Und was jetzt noch von Dauer,
das liegt wie auf der Lauer:
Bald ist es Winter, bald...

Neujahrsfest

Tannenbäumchen, Tännchen,
du hältst in deinen Händchen
mit den spitzen Fingerchen
wunderschöne Dingerchen.

Tausend schmucke Sachen
zum Lutschen und
zum Lachen.
Opa Frost am schönsten lacht -
hat Geschenke uns gebracht.

Woll'n uns dankbar zeigen,
Schneewittchen führt
den Reigen.
Hand in Hand
im Tanzliedschritt -
alle Kinder singen mit.

Lied, steig in die Höhe,
flugs stell dich auf die Zehen,
sage unserm guten Stern:
Alle haben wir ihn gern.

Abenddämmern

Aus dem Abenddämmern
hebt sich hoch ein Lied.
Über Bergeskämme
leise, leise es zieht.

Und die Bergeskämme
lauschen glutentfacht.
Alles überschwemmend
steigt empor die Nacht.

Wo die Matten grünen,
irrt das Lied und klangt...
wie ein Traum, ein kühner,
dem der Tag versagt.

Vorwort

Ich pflück des Herzens Nelken
und werf sie in die Flut,
damit sie nicht verwelken -
und das ist gut.

Mein heimatlich' Gestade,
ich weiß nicht, wie mir ist.
... Vielleicht ist's nur Bravade,
vielleicht nur Zwist...

Der stillen Nachtviole
geb mit ich all mein Weh
und sage unverhohlen
dem Klatschmohn: „Geh!“

Um lange nicht zu munkeln:
Ich geb sie alle frei:
die Rose, die Ranunkel,
die Tulpe, die Aglei...

Ich will mich offenbaren
in deinen Augen Licht
und will bei dir bewahren
Vergissmeinnicht.

Foto: RF/zfd-Archiv

Ein Talent, fasziniert vom Wunder des Lebens

Viktor HEINZ sagte einmal: „Mein erster Deutsch- und Literaturlehrer war der bekannte Schriftsteller und Pädagoge Victor Klein. Als er meinen ersten Aufsatz gelesen hatte, ließ er nicht von mir ab, bis ich ihm eine kleine Auswahl von meinen Jugendgedichten vorlegte. Selbstverständlich waren die Verse keine Meisterwerke, aber er riet mir dennoch, einige von ihnen an die Zeitung zu schicken...“ Damals war Viktor Heinz 25 Jahre alt und studierte die deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule Nowosibirsk.

Die Kindheit des am 10. Oktober 1937 im sibirischen Dorf Nowoskatowka (Gebiet Omsk) geborenen Dichters und Schriftstellers fiel in die Kriegsjahre und die nicht minder schwere Nachkriegszeit.

*Die Tinte war aus Ruß.
Kein Buch und kein Papier.
Vergilbte Zeitungsfetzen
waren unsre Hefte...
Wenn mal am Dorfende
ein Hündchen kläffte,
so glaubte ich,
der Köter sucht´ nach mir.*

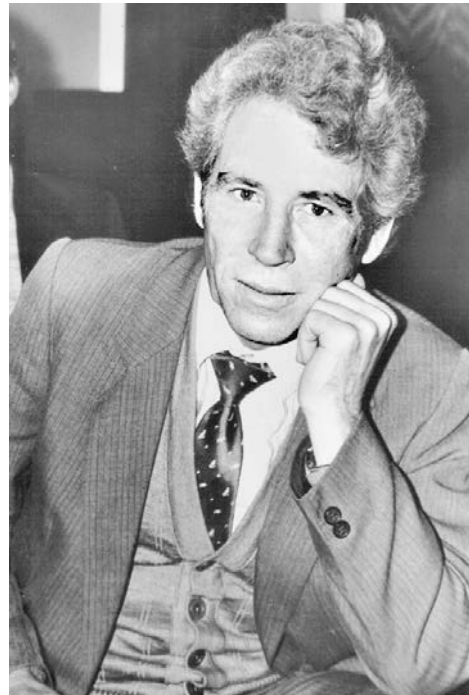
Zunächst hatte er die Absicht, sich in der Malerei versuchen. Doch als Sohn eines Dorflehrers und dazu noch als Schüler des sowjetdeutschen Dichters Alexander Zielke - also, unter diesem Doppeleinfluss - wurde er ebenfalls Lehrer, genauer gesagt, Hochschullehrer. Seine Lehrtätigkeit begann er 1963 an der Pädagogischen Hochschule Omsk, wo er unter anderem unter Anleitung von Professor Hugo Jedig deutsche Mundartforschung betrieb. 1971 promovierte Viktor Heinz zum Kandidaten der philologischen Wissenschaften.

Aus vielen Gedichten und Erzählungen des Autors erwächst die große Sorge um das Schicksal der ganzen Welt, die ein neuer Krieg aufzuzehren würde. Im Gedicht „Hass und Liebe“ erinnert sich der Dichter an Leningrads Kinder, die während der Blockade nach Sibirien evakuiert wurden. Nun hören sie in manchen Dörfern die Leute deutsch reden...

*Was ihr da hört,
ist nichts als reinster Trost.
Was ihr da seht,
sind freundliche Gesichter.
Die Welt ist groß,
ja ungeheuer groß.
Die können Menschenfeinde
nicht vernichten.
Nicht überall doch
zischt des Hasses Flamme.
Die Menschlichkeit
hält felsenfest zusammen.
Die deutsche Sprache,
die ihr hier vernehmt,
ist kein Gebell
wahnsinniger Faschisten.
Sie tröstet, wärmt, vertraut,
sie hofft...*

Dieser Hoffnung, dieser Sprache bleibt der Dichter treu. Er weiß, dass er für Menschen dichtet, die oft nur eine Mundart sprechen. Er bemüht sich, einfach, aber nicht simpel zu schreiben, denn „die Literatur soll den Leser erziehen, nicht zuletzt auch sprachlich“. Er sagt seinen Dichterkollegen: „Wir sollten uns wie ein Sputnik auf der Umlaufbahn um unsere Leser halten, damit wir uns nicht im Kosmos verirren, aber auch nicht auf die Erde plumpsen.“

Viktor Heinz schöpft fast immer aus echtem Geschehen. Seine Gedichte zeichnen sich durch Klarheit und volksliedhafte Einfachheit aus. Die Liebe des Dichters gehört der „heimischen Scholle“. Derartige „Pilgerfahrten ins Dorf“ sind ein häufiges



Thema in der Poesie. Oft widmet sich ihm auch Viktor Heinz, das heißt aber bei weitem nicht, dass er immer wieder von seiner Sehnsucht nach dem Dorf spricht. Schön ist die Erinnerung an die Kindheit.

„Bei Viktor Heinz wird immer gesagt, was gemeint wird. Er zieht es vor, über die uns umgebende gewöhnliche Gegenwart zu schreiben, über den Alltag in seiner Vielfalt der Formen und Begriffe wie Menschenwürde, Gerechtigkeit, Schönheit, Glück, Liebe“, schrieb seinerzeit Robert Weber über ihn. „Der Dichter ist bemüht, in jede Erscheinung ein Quäntchen seines Ich hineinzutragen. Er macht die Gedanken zu schnellen Raketen, die glühende Sterne durchblitzen, bei ihm sprießt neue Hoffnung wie frisches Kraut aus der Wehmut der Seele, hängt das Flugzeug schneeweiße Pilze ans Himmelsblau. Immer bleiben seine Gedichte zart und leidenschaftlich.“

Aus den Gedichten von Viktor Heinz erfahren wir, wie einer, der in unserem Land geboren und aufgewachsen ist, seine Haltung zu diesem Land und zur Welt aufbaut; wir erleben auch, wie er zu sich findet, nach Möglichkeiten sucht, die Umwelt zu ändern, indem er Aktivität entwickelt.

Er braucht die Wahrheit! Ein jeder feinführender Mensch sehnt sich nach dieser Wahrheit, nach Poesie, in der der Dichter aufrichtiger Gesprächspartner und zugleich auch Weltentdecker ist. Der Leser bekommt eine günstige Möglichkeit, an den Gedanken und Gefühlen des Dichters seine eigene Seele zu korrigieren, zu verbessern - ganz im Sinne der Zeit! Dafür aber fordert die Lyrik vom Leser Mitarbeit: Er möge das Gedicht selber erschließen. Denn bei all der Einfachheit sind die Verse von Viktor Heinz aus feinen Fäden gesponnen - gewebt, scheinen tief aus der Seele, aus dem Innern zu kommen, rufen zum Mitdenken und Mitfühlen auf.

Der Dichter hat ein scharfes Auge sowohl für das Typische als auch für die kleinen Dinge des Alltags. Unverwandt sieht er die Welt mit dem „Herzen“ an, sieht diese Welt im Fluge der Zeit. Aus dem literarischen Bild der sowjetdeutschen Literatur ist der Dichter Viktor Heinz nicht wegzudenken. In den Jahren 1984-1992 war Viktor Heinz Literaturredakteur der deutschsprachigen Zeitung „Freundschaft“/„Deutsche Allgemeine Zeitung“ in Alma-Ata. Diese von ihm schon lange ersehnte Tätigkeit konnte ihm nur zugutekommen. In rascher Folge entstehen hier Gedichte und Prosawerke. Viktor Heinz wird 1986 in den Schriftstellerverband aufgenommen.

1992 reist Viktor Heinz nach Deutschland aus und lässt sich in Göttingen nieder. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, mit seinen Journalistenkollegen eine Literaturzeitschrift für deutsche Aussiedler zu

gründen, stürzt er sich in die literarische Arbeit, um sich seinen jahrzehntelangen Frust von der Seele zu reden. Nach langem Zögern veröffentlicht die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland 1996 seinen ersten Roman „In der Sackgasse. Aufzeichnungen eines ‚Außenseiters‘ in Russland“.

Im Jahre 2000 erschien der zweite Roman von Viktor Heinz - „Der brennende See“. Der Roman hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem ersten. Nur fallen hier die autobiographischen Momente aus. Später erschien der Erzählband „Zarte Radieschen und anderes Gemüse“. Nach den „ersten“ Erzählungen sprudelt es nur so von Witzen. „Der neue Pygmalion“, „Seltsame Gäste“, „Sprachengewirr oder Die Bescheinigung“, „Der Ochs und ich, oder ich der Ochs“. Ernst und Scherz über die Aussiedler, die zuweilen in komische Situationen geraten. Wahrlich, wahrlich - alles aus dem Leben gegriffen.

Viktor Heinz schied am 11. Juni 2013 aus dem Leben.

Viktor HEINZ Die Zeit drängt

Eilen,
heißt es,
heute muss man eilen.
Die Welt ist viel zu groß,
um alles zu erfassen.
Und sollten wir denn nicht
auch Spuren hinterlassen,
solange wir auf dieser Erde weilen?

Auflösen
in jeder Stunde Jahre,
dass sich die Lösung
ständig übersättigt.
Und mit dem Fortschritt
rennen um die Wette,
in der Hand
den Schalthebel der Wahrheit.

Sie klängen primitiv,
die kurzen Zeilen:
Das Gute lieben
und das Böse hassen!
Wir müssen auch noch
Spuren hinterlassen,
solange wir auf dieser Erde
weilen.

Am Standesamt

Am Standesamt
stehn wieder heute Autos
mit bunten Bändern.
Puppe - Sinnbild: Kind.
Dann kommen sie:
Er und die Angetraute.
Der Wagenschlag klappt zu,
und ihre weite Fahrt
beginnt.
Vielleicht im Schiff,
wenn sie nicht seekrank werden.
Vielleicht per Luft,
wenn da kein Schwindelanfall
droht.
Vielleicht auch schwingt
ein Wind sie um die Erde
und schleudert sie zuletzt noch
auf den Mond.
Wie dem auch sei.
Wie kann´s ein Zug verhüten
(die Räder zählen kalt
wie Werktag so auch Fest),
wenn jemand von den zweien,
der Zweisamkeit schon müde,
an einer Bahnstation
den Schlafwagen verlässt.

Der Herbst

Du bist zu launisch, Herbst,
in deiner bunten Tracht.
Du bist ein Heuchler, Herbst,
wenn du mit böser Miene lachst.
Du flößest Mut uns ein
mit deiner Spötterzunge
und birgst doch kalten Hauch

in deiner Winterlunge.
Und mancher glaubt,
es wird ihm auch gelingen,
eine Handvoll Hoffnung
durch die Welt zu tragen.
Und sieh, schon nach paar Tagen
entrinnt wie Sand sie
spurlos durch die Finger.
Es scheint dir manchmal,
dass ein lieber Blick
dir die gewünschte Wärme schenkt.
Dann weißt du nicht,
ob nicht ein Raureif bald
sich an die grünen Wimpern hängt.
Dann kommt die Zeit,
es nähern sich die Tage
und einer hat dem andren
nichts zu sagen.

Liebendes Herz

Das Herz strömt Wellen aus
verschiedener Frequenz,
verschiedner Amplitude.
Das Herz ist ein Empfänger.
Ein sanfter Blick,
ein Fünkchen in den Augen -
schon glühen alle Röhren,
schon spricht das Herz:
„Ich liebe.“

Das Herz ist ein Magnet.
Paar Worte, rein und zart -
schon schweißte
es Lipp´ auf Lippe,
schon zieht es Haut an Haut
und Brust an Brüste.

Das Herz wird schwer wie Blei,
wenn seine Glut
das andre Herz nicht findet,
der Docht sich an der Liebe
nicht entzündet.
Dann geht es auf, pocht an die Wand
und will den Brustkorb sprengen.

Das Herz wird weich wie Wachs,
wenn Feuer durch die Adern
des heißen Körpers braust.
Zwei Herzen schmelzen und verdampfen,
und nur ein feiner Duft
umhüllt dann Leib und Seele.

Schnee

Es schneit und schneit,
als sollt´ es ewig dauern...
Der Schnee verschüttet
jeden Stein und Steig,
hängt sich wie Baumwolle
an jeden nackten Zweig,
als wollte er
die ganze Welt vermauern
in einer weißen
federweichen Gruft.

Er wirbelt, tanzt...
Gleich großen Vogelscharen,
die kalter Schrot
getroffen in der Luft,
sinkt er herab
von tintengrauer Höh!
Die Erde schlummert
unter tiefem Schnee...

Und so bedeckt
der Staub der langen Jahre
der frohen Kindheit
der Jugend Lust,
als von den Träumen
schwollen Herz und Brust.
Wie fern sind jetzt
die schönen Frühlingstage,
der blaue Berg,
das immerblühend Tal!
Jetzt gilt es,
sich durch Frost und Schnee
zu schlagen, um zu verdienen
einen Sonnenstrahl.

Vorbereitet von Maria ALEXENKO

Historischer Einblick in die weite Vergangenheit

Ende des 19. Jahrhunderts erlebten der sibirische und mittelasiatische Raum und seine Steppengebiete eine Aufsiedlung durch russische und deutsche Bauern. Erstere zogen nach der Aufhebung der Leibeigenschaft 1861 nach Osten, Letztere sahen ihre Chance endgültig nach der Agrarreform von 1910, die das Mir-System aufhob und den Landbesitz in Privateigentum wandelte, darin, neuen Siedlungsraum im Osten zu erschließen. Somit wurde einerseits der Überbevölkerungsstruktur der deutschen Gemeinden an der Wolga und in der Ukraine Rechnung getragen, andererseits rückte mit der Besiedlung des sibirischen und mittelasiatischen Raums durch Kolonisten die Erschließung des brachliegenden Landes für den Staat näher. Das Land wurde entweder von der Krone vergeben oder von den Kirgisen, die einen Teil ihrer Weidefläche abgaben, gepachtet. Die Gesamtzahl der eingewanderten deutschen Familien betrug 1910 an die 100 000. Die Siedlungen konzentrierten sich um Omsk herum und in der Kulundasteppe wie auch im Altaigebiet. Vereinzelt sind Gemeinden bis ins Amurgebiet zu finden.

ORTSNAMEN

Schon wenige Beispiele zeigen die Zeit- und Raumgebundenheit der Ortsnamen. Eine Vielzahl von deutschen Kolonien an der Wolga, so auch in anderen Landesteilen des Riesenreiches, wurde nach dem Herkunftsort aus der alten Heimat benannt, wie die Dörfer Straßburg, Weimar, Mannheim, Warenburg, oder Speyer, Kandel, Lichtenfeld, Neukirch, Münsterberg, Marienwerder in der Ukraine und an der Wolga.

Damit ist aber keinesfalls gesagt, dass alle Gründer des neuen Dorfes unbedingt aus der gleichnamigen Stadt in Deutschland kamen. Es kann sein, dass die Einwohner des Dorfes Straßburg an der Wolga nicht aus Straßburg am Rhein kamen, sondern aus dem Elsass und alemannischen Bereich und ihre Kolonie aus Liebe zu der alten Reichsstadt auch Straßburg nannten. Oder, wenn wir Weimar nehmen (es gibt sogar zwei Orte mit dem Namen Weimar an der Wolga), gilt das gleiche, ebenso für die rein schweizerischen Namen wie Zürich, Basel, Bern, Luzern, Schaffhausen, Glarus und einige andere. Bei der Kolonie Speyer konnte allerdings nachgewiesen werden, dass Nachfahren aus dem pfälzischen Speyer dort siedelten.

Für die Namen von Ortschaften, die nicht im Zusammenhang mit ihren Ausgangspunkten in der Heimat stehen, gibt es die verschiedensten Erklärungen. Da wäre einmal Katharinenstadt an der Wolga zu nennen (gegr. 1767, 13 150 Einwohner im Jahr 1926), zu Ehren der Kaiserin Katharina der Großen; auch nach anderen Familienmitgliedern aus dem Kaiserhaus wurden die neu gegründeten Ortschaften benannt. So Helenendorf - zu Ehren der Schwester des Kaisers Alexander I., oder Alexanderdorf - zu Ehren des Kaisers Alexander. Die Namen Mariental (gegr. 1766, 7566 Einwohner im Jahr 1912), Marienberg (gegr. 1855, 3310 Einwohner im Jahr 1912), Marienburg (gegr. 1860, 2375 Einwohner im Jahr 1912), Marienfeld (gegr. 1852, 2247 Einwohner im Jahr 1912) und andere Namensorte stehen im Zusammenhang mit der Marienverehrung und dem katholischen Marienkult.

Einige Dörfer wurden nach ihrem ersten Dorfältesten oder einer anderen hervorragenden Persönlichkeit benannt, so Kukkus (gegr. 1767, 3769 Einwohner im Jahr 1912), Brabander (gegr. 1767, 3885 Einwohner im Jahr 1912), Seelmann (gegr. 1767, 8089 Einwohner im Jahr 1912). Es existierte noch eine ganze Reihe anderer Dörfer,

die nach bekannten Persönlichkeiten ihren Namen erhielten, so u.a. Trippelsdorf, Diesendorf, Dönnndorf und Beckersdorf.

Andere Dörfer wieder erhielten ihren Namen nach ihrer Lage: Erlenchbach, Hussenchbach, Mühlbach, Riedbach, Waldbach, Rauschenbach oder Mühlberg, Friedenberg, Marienberg, Karlsberg, so auch Zusammensetzungen wie Schöndorf, Gnadendorf, Hohendorf u.a. Die von Aussiedlern aus den Mutterkolonien gegründeten Ortschaften erhielten in den meisten Fällen den Namen ihres Heimatdorfes mit der Vorsilbe „Neu“: Neu-Warenburg, Neu-Mariental, Neu-Kukkus, Neu-Beideck, Neu-Schilling. Eine große Anzahl von Benennungen wurde mit Lokalbegriffen wie Feld, Tal, Heim, Berg usw. gebildet: Rosenheim, Waldheim, Ährenfeld, Traubenfeld, Katharinenfeld, Elisabeththal, Mariental, Brunntal, Weizenfeld, Rosenfeld, Gnadefeld, Blumenfeld, Schönfeld, Birkenheim. Dabei ist es für jeden Namen bezeichnend und hinweisend, dass er Auskunft nicht nur auf die Lage, sondern auch auf die Art der Beschäftigung und Wirtschaft seiner Bewohner gibt: Ährenfeld und Weizenfeld bezieht sich auf Getreideanbau; Birkenhain, Waldheim, Rosenheim und Blumenfeld beziehen sich auf die Beschaffenheit der Umgebung; in Traubenfeld müssten Winzer ansässig gewesen sein; Mariental und Brunntal bezeichnen die Lage des Dorfes.

An dieser Stelle ist es angebracht, auch auf die russische Namensgebung bzw. auf die Übersetzung der deutschen Namen ins Russische (die Neusiedler waren ja jetzt Staatsbürger des Russischen Reiches) hinzuweisen, denn dieser Aspekt wurde bisher so gut wie unbeachtet gelassen. Oft sind diese Neubezeichnungen willkürlich, haben keinen Sinn, aber in den meisten Fällen sind auch die russischen Namen dieser Kolonistensiedlung aufschlussreich und geben uns Hinweise über Lage, Inhalt und Charakter von der Siedlung und deren Einwohner.

KONFESSIONEN

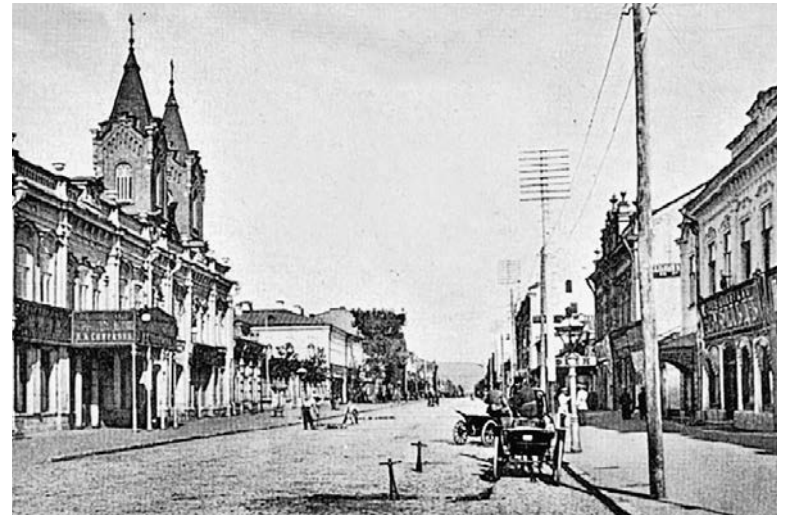
Zumindest anfänglich ist die Rechtsstellung der Konfessionen der Deutschen im orthodoxen Russland untrennbar verbunden mit der Genese ihres Eintritts in den russischen Staatsverband. Dabei nehmen das Baltikum und seine Bewohner eine Sonderstellung gegenüber den katholischen, evangelischen und mennonitischen Einwandergruppen und deren Siedlungslandschaften ein. Während auch im religiösen Bereich die Sonderstellung der Ostseeprovinzen als geschlossenes

protestantisches Territorium hervortritt, leben die durch Aufruf der Zaren ins Land gekommenen deutschen Stadtbürger, Kolonisten und durch Binnenwanderung Zerstreute in der Diaspora. Das deutsche Städtebürgertum organisierte sich anfänglich im Unterschied zu den deutschen Kolonistengemeinden multinational. Hier schlossen sich Reformierte, vor allem Engländer und Deutsche, und lutherisch Getaufte zusammen. Die Deutschen begannen sich erst später mit Anwachsen der finanziellen Eigenmittel in eigenständigen Gemeinden zu organisieren. Die Kolonistendörfer wurden von Anfang an getrennt konfessionell angelegt.

Für die christlichen Westkirchen bestand striktes Missionsverbot. Die Stadt- und Landgemeinden unterstanden zwar dem persönlichen Schutz des Zaren, hatten aber keinen Anspruch auf materielle Zuwendungen. Die Entwicklung der deutschen Gemeinden erfolgte eigenständig auf Privatinitiative hin. Vor allem für die Kolonistengemeinden bedeutete dies, dass bis Mitte des 19. Jahrhunderts erhebliche Versorgungspässe hinsichtlich des theologischen Nachwuchses bestanden. Da es nur einen Geistlichen pro Kirchspiel gab, übernahm der Lehrer hauptsächlich die seelsorgerischen Pflichten. Die Institution des Küsterlehrers machte ihn zur zentralen Figur im Dorfleben. Kulturgeschichtlich ist die Bedeutung des religiösen Bekenntnisses im bäuerlichen Milieu höher einzuschätzen als im städtischen, wo es keine konfessionell homogene Bevölkerung gab. Während in der Stadt weniger die Konfession als das Bekenntnis zur Ost- bzw. Westkirche im Heiratsverhalten eine Rolle spielte, blieb sie auf dem Land ausschlaggebend für Ehe und Lebensführung. Ausdruck ihrer gemeinsamen Probleme sind die Bemühungen um die Organisation einer Einheitskirche und um die geregelte Ausbildung theologischen Nachwuchses. Eine deutsche Einheitskirche mit eindeutiger nationaler Prägung hat es allerdings nie gegeben.

KATHOLISCHE KIRCHE UND DIE DEUTSCHEN

Nachdem Karl II. die polnischen Diözesen zugunsten einer Erzdiözese aufgehoben hatte, hemmten interethnische Spannungen, hier zwischen Polen und Deutschen, zunächst den Aufbau und die positive Entwicklung des deutsch-katholischen Gemeindegewebes. Bis zur Präkonisation des ersten deutschen Bischofs 1850 unterstanden die Katholiken Russlands - Polen, Litauer, Deutsche und Armenier - der Erzdiözese Mohilew. Leitung und tragende Funktion lagen überwiegend in den Händen der Polen. Die deutschen Gemeinden an der Wolga und in der Ukraine blieben sich selbst überlassen, gestalteten ihr religiöses Leben eigenständig und bauten auf Gemeindegeldern ihre Kirchen. Die wenigen Jesuiten, die zum Teil die Kolonisten bei der Auswanderung betreut hatten, waren zahlenmäßig zu gering, um eine intensive Seelsorge zu gewährleisten. Der „Versorgungslücke“ sollte mit der Gründung der deutschen Diözese



Katholische Kirche in Saratow.

Tiraspol Abhilfe geschaffen werden. Sie hatte ihren Sitz in Saratow bzw. Tiraspol. Als erster deutscher Bischof wurde Ferdinand Helanus Kahn präkonisiert, der sowohl vier deutsche Dorfgruppen an der Wolga und sechs im Schwarzmeergebiet als auch Armenier, Italiener und Franzosen zu betreuen hatte. Als erste bildungspolitische Maßnahme richtete er 1857 ein Priesterseminar in Saratow zur Ausbildung des seelsorgerischen Nachwuchses ein, das jedoch seine Erwartungen nicht erfüllte, da sowohl das Generalkapitel als auch die Lehrerschaft hauptsächlich aus Polen bestand. Sie war der deutschen Sprache nicht mächtig, so dass eine Ansprache zugunsten der deutschen Kolonisten ausblieb.

Erst 1872 gelang es Franz Zottmann, die Situation zu verbessern, indem er deutsche Fachkräfte in seiner Heimat zum Unterricht anwarb. Zottmann strukturierte das Seminar in der Hinsicht völlig neu, als er deutsche Schulbücher einführen bzw. neu konzipieren ließ und die polnischen und deutschen Lehrer anhielt, gegenseitig ihre Sprachen zu sprechen. Somit konnte zumindest die äußere Rivalität zwischen den Parteien geschlichtet werden.

BISCHOF VON TIRASPOL

Franz Zottmann erhielt seine höhere Schulbildung in der Eichstätter Diözesenschule und im Gymnasium in Neuburg/D., nach deren Abschluss er von 1846 bis 1848 an der Universität Würzburg theologische, philosophische und philologische Vorlesungen hörte. Nach kurzer Tätigkeit in Eichstatt (bis 1850) an der Diözesenschule setzte er von 1850 bis 1853 in München das Studium der Philologie fort.

Hier vertiefte er seine Fremdsprachenkenntnisse, bei denen er es zur Perfektion in neun Sprachen brachte. Die Möglichkeit, in anderen Sprachen denken zu können, ließ ihn nie wieder los. Im Gegenteil, es wurde für ihn zum Zeichen des entspannenden Spiels und der Meditation, seine Gedanken in verschiedenen Versionen in der Abgeschlossenheit des fernen Russlands darzulegen. Sein Ausbildungsgang spiegelt den inneren Zwiespalt zwischen der Entscheidung zur Priester- oder zur Lehreraufbahn wider, der ihn zeitlebens beschäftigte. Das Angebot des griechischen Gesandten in St. Petersburg, seinen Sohn zu unterrichten, ermöglichte Zottmann zunächst, endgültige Entscheidungen zu vertagen, führte ihn aber konsequent auf seine spätere Lebens-

aufgabe hin, die Ausbildung von deutschem Priesternachwuchs in Russland zu fördern. Die Entscheidung, Russland nicht zu verlassen, fällt Zottmann 1855, als er mit der Rückkehr des griechischen Gesandten in seine Heimat als Erzieher im Hause eines deutschen Bankiers in Moskau bleibt. Nach Ablauf seiner dortigen Tätigkeit 1859 entschloss er sich endgültig zum Priestertum. Unter Bischof Kahn übernahm er 1860 als Vikar die kleine Pfarrei Saratows mit 500 Katholiken bei 35 000 Einwohnern.

Die grundlegenden Probleme, das Fehlen des deutschen Priesternachwuchses, wurden ihm bald bewusst, so dass er alsbald als Inspektor eine „Animationsreise“ in seine alte Heimat nach Eichstatt unternahm. Zottmann trat nach seiner Rückkehr nach Russland und dem Tod des Bischofs Kahn entschieden für einen Germanisierungsprozess des Seminars ein, den er aber erst seit 1872, nach vierjähriger Vakanz des Bischofstuhls und der darauf folgenden Amtszeit des Polen Lipski, forcieren konnte. Bis 1896 im Amt, oblag es Zottmanns Persönlichkeit, zwischen Polen und Deutschen als auch zwischen dem Papst und dem Zaren, der sich bei aller Eigenständigkeit der Diözese doch die Zensur des Briefverkehrs vorbehielt, zu vermitteln. Nicht ohne Bedeutung dürften dafür seine guten russischen Sprachkenntnisse gewesen sein. Dass in der Zeit des beginnenden Panlawismus und der Deutschfeindlichkeit diese Aufgabe nicht leicht war, beweist der rege Briefwechsel, den Zottmann mit dem Eichstätter Stadtgeistlichen Brucklacher führte. Hier werden manche Sorgen zum Ausdruck gebracht, die sich Zottmann bei den Intrigen seiner Umwelt nicht leisten konnte, laut zu artikulieren.

Die zunehmende Belastung und körperliche Beschwerden veranlassten ihn, 1875 zum ersten Mal die Entlassung aus dem Amt nach Deutschland bei der Kurie zu beantragen. Ihr wurde aber erst 1889 stattgegeben. Seinen Lebensabend verbrachte Zottmann in Castua/Italien, wo er sich vom milden Klima eine Verbesserung der Gesundheitszustand verschlechterte, brachte man ihn nach Ornbau in seine bayerische Heimat, wo er am 12. Dezember 1901 starb.

Nach „Auf den Spuren einer Minderheit“
Bild: memorial.krsk.ru

Vorbereitet von Maria ALEXENKO

FÜR UNSERE KLEINEN LESER

Märchen für Groß und Klein

Tiere spielen eine wichtige Rolle in den überlieferten Geschichten. Sie sind zentrale Bestandteile vieler Märchen und Fabeln, wo sie oft menschliche Eigenschaften annehmen (Personifikation) und als Helfer, Ratgeber, aber auch als Bedrohungen fungieren. Ihre Rollen sind vielfältig: Sie können eine Gemeinschaft bilden, die Hauptfigur unterstützen, oder die Stärke und Gefährlichkeit der Natur verkörpern. In manchen Märchen können Tiere auch verwandelte Menschen sein, was ihre tiefe Verbundenheit mit der menschlichen Welt unterstreicht. Heute bringen wir euch noch einige schöne Tiermärchen zum Lesen. Viel Spaß beim Lesen!

Die ZfD-Redaktion

Frau Elsters Irrtum

Die Tage wurden kürzer und kälter. Herr Maulwurf begann, ans Überwintern zu denken. Er zitterte. „Wird bald wieder Zeit, den Ofen anzumachen. Ich muss den Kamin saubermachen.“

Er ging hinaus in den Garten und holte den Zweig, den er als Bürste verwendete. Dann deckte er Tisch und Stühle mit Blättern ab. Er rollte den Teppich zusammen und legte Zeitungspapier aus, um den Ruß aufzufangen.

Dann stocherte er mit dem Zweig den Kamin hinauf. Herr Maulwurf hustete, als der erste Ruß herunterfiel. „Keuch. Das ist eine schmutzige Arbeit“, sagte er. Er stieß den Zweig so weit nach oben, bis er aus dem Kamin herausragte, wobei noch mehr Ruß herunterfiel.

Er hustete nochmals, dann wollte er den Zweig wieder herunterziehen. Er zog sanft. Nichts geschah. Er zog fest, immer noch nichts.

Plötzlich spürte Herr Maulwurf, wie er in den Kamin gezogen wurde. „Hilfe!“, rief er und ließ den Ast los. Dieser verschwand im Kamin.

„Das ist äußerst seltsam“, dachte Herr Maulwurf und sah den Kamin hinauf. Dort war es schwarz, sehr schwarz, und er konnte gar nichts sehen, außer dem Häufchen Ruß, das ihm auf die Brille fiel.

Er sah zum Fenster hinaus. Frau Elster saß auf dem Dach und hielt den Zweig im Schnabel.

„Was tust du da mit meinem Besen?“, fragte Herr Maulwurf.

„Besen?“, fragte Frau Elster. „Ich kam gerade zufällig vorbei, als ich diesen nützlichen Zweig sah. Genau das brauche ich noch für mein Nest. Ich muss ein neues bauen, weil der Baum gefällt worden ist, auf dem ich wohnte. Ich musste sehr fest ziehen, um ihn aus dem Kamin zu bekommen.“

„Das überrascht mich nicht“, sagte Herr Maulwurf. „Ich hielt das andere Ende fest.“

„Das tut mir schrecklich leid“, entschuldigte sich Frau Elster. „Meine Augen sind nicht mehr das, was sie einst waren. Kann ich irgendwie behilflich sein?“

„Sehr freundlich“, antwortete Herr Maulwurf. „Und was Zweige für ein Nest anbelangt, auf meinem Holzstoß sind genügend.“

So half Frau Elster Herrn Maulwurf dabei, den Ruß wegzuräumen, und Herr Maulwurf suchte die schönsten Zweige für ihr Nest aus.

Das verirrte Huhn

Gustav Gockelhahn machte sich Sorgen. Seine Freundin Henrietta Henne war verschwunden. Er konnte sie nirgends finden. Er suchte den Bauernhof gerade zum dritten Mal ab, als er Gloria Gans begegnete.

„Hast du Henrietta gesehen?“, fragte er. „Sie ist schon seit Tagen verschwunden.“

„Ich habe sie nicht gesehen“, antwortete Gloria. „Soll ich dir beim Suchen helfen?“

So suchten also Gustav Gockelhahn und Gloria Gans gemeinsam nach Henrietta Henne. Sie kamen zum Schweinestall, wo Schudbert Schwein gerade zu Mittag aß.

„Hast du Henrietta Henne gesehen?“, fragten sie ihn.

„Nein“, sagte Schudbert. „Sucht ihr sie? Soll ich euch helfen?“

Die drei Tiere setzten gemeinsam die Suche fort. Schließlich trafen sie Gerhard Geißbock, der auf der Wiese graste.

„Hast du Henrietta gesehen?“, fragten sie.

„Wir haben den Bauernhof schon viermal abgesehen, können sie aber nirgends finden.“



Gerhard dachte eine Weile nach. „Ich habe sie nicht gesehen“, sagte er. „Aber für gewöhnlich kommen Hühner auch nicht auf meine Wiese. Warum versucht ihr es nicht bei Otto Ochse? Seine Weide ist nahe am Hühnerhaus. Ich komme mit euch, wenn ihr wollt.“

Als die vier Tiere bei dem Ochsen ankamen, lag Otto in einer Ecke seiner Wiese und schlief.

„Du bist unsere letzte Hoffnung, Otto“, weckten sie ihn. „Hast du Henrietta gesehen? Niemand weiß, wo sie ist.“

„Mmm“, sagte Otto, der immer nachdachte bevor er sprach. „Gestern bin ich ihr begegnet. Wir hatten sogar einen kurzen Plausch miteinander. Sie fragte mich, ob es einen überdachten Platz auf meiner Wiese gäbe. Anscheinend sorgte sie sich wegen des schlechten Wetters.“

Die Tiere stimmten darin überein, dass das Wetter in letzter Zeit schrecklich gewesen war.

„Trotzdem würde ich Henrietta gerne finden“, beharrte Gustav. „Nur um sicherzugehen, dass ihr nichts fehlt. Sollen wir deine Wiese absuchen, Otto?“

„Ich komme mit“, sagte Otto.

Schließlich fanden sie Henriettas Versteck - ein trockenes Hangstück, wo kein kühler Wind hinwehte. Aber sie fanden nicht nur Henrietta. Sieben flauschige gelbe Küken rannten piepsend und zwitschernd um sie herum.

„Darum bist du verschwunden?“, fragte Gustav. „Du hast deine Eier ausgebrütet. Wir haben uns solche Sorgen gemacht, Henrietta.“ Alle Tiere freuten sich, dass Henrietta wohlauf war. Und als sie fröhlich gackerte und ihre kleinen Küken vorstellte, kamen alle zu dem Schluss, dass sich die Suche gelohnt hatte.

Frostige Zeiten

Es war die Zeit des Frostes. Der Winter war gekommen. Ein eisiger Nebel hing über den Feldern und Wäldern. Schnee bedeckte fast den ganzen Boden. Ein kalter Wind zerrte an den Bäumen.

Krähen flogen krächzend hoch in den Lüften, dann flogen sie herunter und suchten Schutz in den Bäumen. Die kleinen Vögel ließen die Felder hinter sich und brachen zu ihren Nestern in den Bäumen auf.

Am Boden schlich ein jagender Fuchs lautlos des Weges. Er hob jede Pfote achtsam und ging so über den gefrorenen Grund.

Vor ihm bewegte sich ein abgestorbenes Blatt. Der Fuchs zögerte, dann schob er das Blatt weg. Darunter war ein kleines Loch. Tief drinnen knabberte eine Maus an Nüssen, die sie unter dem Laub gesammelt hatte.

Im gepflügten Feld aß ein Hase kleine Getreidehalme. Er hoppelte ungeschickt, da seine langen Hinterbeine nicht an den Schnee gewöhnt waren.

Der Fuchs lief niedergekauert vom Waldrand los. Die scharfen Augen des Hasen sahen die Bewegung. Er rannte davon.

Dann verschwanden der Fuchs und der Hase nacheinander im kalten Winternebel.

Alles aus dem RF/ZfD-Archiv
Bild: png.klev.club

Herbstmotive

Der Spätherbst ist der letzte Abschnitt des Herbstes, der sich durch die abgefallenen Blätter, das kältere Wetter und die Vorbereitung der Natur auf den Winter auszeichnet. Die Tage werden kürzer, die Nächte länger und es wird zunehmend kälter. Aber es ist doch eine schöne und aufregende Zeit. Hierunter findet ihr einige Gedichte über diese Jahreszeit.

Die ZfD-Redaktion

Spätherbst

Das Heidekraut wucherte üppig - nun ist es verwelkt und verdorrt. Die Dahlien blühten verwegen - jetzt bricht sie der eisige Nord.

Vorbei sind die sonnigen Tage, die Luft ist voll Flockenflaum. Ein Streit zwischen Regen und Schneesturm entblättert Gezweige und Baum.

Die Föhre allein grünt wie immer. Sie fürchtet nicht Kälte noch Wind, weil ihre beharrlichen Wurzeln fest im Boden verflochten sind.

Rosa PFLUG

November

Das Bild gleichend dem langen schweigenden Ritte über das dämmernde Land. Schwermütig und dunkel, verdrießlich und grau, ohne Sonnenschein und Lächeln. Das kann nur November sein.

Die schwarzen Wolken spinnen ihren feuchten Himmelstau, ur und ewig, trüb und mauwurfsgrau. Dauerregen ohne Ende. Nasse Dächer, nasse Wege, ungemütlich überall.

Die vergilbten Blätter auf dem glänzenden Pflaster leblos liegend.

Die Bäume nackt, und das letzte Blatt jagt der Wind durch die Gegend hetzend, ohne Unterlass.

Regen über Fensterscheiben strichelnd. Grau Schraffur, wie ein Spinnweb: über meiner Seele liegend. Die Fröhlichkeit dämpfend, mein Gemüt tief bedrückend, mich müde machend.

Ilona WALGER

Schlittenfahrt

Flocken blinken, Flocken blitzen, alles glänzt in Silbertracht. Kann man wohl im Zimmer sitzen, wenn die Wintersonne lacht?

Wunderbar ist heut das Wetter! Kommt zur Bahn von überall! Mit dem Winde um die Wette sausen wir vom Berg ins Tal.

Steil der Hang, doch muss man's wagen, fest entschlossen, freudevoll. Purzelbäume muss man schlagen, wenn es richtig gehen soll!

Dringt der Schnee auch hintern Kragen, pfeift ums Ohr auch rauher Wind - alles können wir vertragen, weil wir kühne Sportler sind.

Doch schon dunkelt 's, und die Sterne rufen uns ganz leise zu: „Schnell nach Hause! Frisch ans Lernen, dann ins Bett zur süßen Ruh!“

Auch der Wind wird plötzlich linder, säuselt sanft und flüstert zart: „Kommt nur morgen wieder, Kinder! Kommt zur schönen Schlittenfahrt!“

Edmund GÜNTHER

Die Tanne

Fritzchen holte einst vom Waldessaum einen jungen Tannenbaum, setzt' ihn draußen vor dem Haus in die weiche Erde aus.

„Seht, wie ist der Baum so grün und schön“, sagten beim Vorübergehn dann die Leute, und bis jetzt fragen sie, wer ihn gesetzt.

Schnell verstrich die Jugendzeit sodann. Fritzchen wuchs heran zum Mann. Bald zog er vom Elternhaus in die weite Welt hinaus.

Aber seine Tanne grünte fort. Steht noch jetzt am alten Ort, immer jung und immer grün. Schöne Lieder wohnen drin.

Was du einmal Gutes hast getan, sei getrost, es wurzelt an. Alles muss vergehn, doch merk: Nie vergeht ein gutes Werk.

Friedrich BOLGER

Spätherbst

Wie die Blätter so wirbeln und rascheln im Wind! Wie die Wolken zerrissen und schneeschwanger sind!

Der Wind packt die Bäume und reißt sie dann nackt und heult im Geäste, dass ängstlich es knackt.

Er stürmt aus dem Walde und rast übers Feld: Ihn stacheln die Stoppeln, was ihm nicht gefällt.

Es kommt kein Getreide, kein Heu in die Quer, er sieht keine Schober, das reizt ihn noch mehr.

Da plötzlich tun willig die Wolken sich auf, die Herbstsonne pflanzt sich auf Stelzbeinen auf.

Als der Wind das gesehen, da stutzt er im Nu. Und ich und die Sonne, wir lächeln uns zu.

Woldemar EKKERT

Zusammengefasst von Maria ALEXENKO

Vorweihnachtszeit: Ursprung und Bedeutung

Adventskranz, Adventskalender und viel grün und rot: Die Adventszeit ist von vielen Bräuchen und Geschichten geprägt. Aber wie hat sich diese Vorbereitungszeit auf Weihnachten entwickelt? Das lateinische Wort „Advent“ bedeutet wörtlich übersetzt „Ankunft“. Die Adventszeit verweist auf die Ankunft Jesu Christi, dessen Geburt wir an Weihnachten feiern, zweit-höchstem christlichem Fest.

VORBEREITUNGSZEIT AUF WEIHNACHTEN

Die Adventszeit steht nicht für sich allein, sondern sie zielt auf Weihnachten hin. Um dieses Fest richtig zu begehen, ist eine Vorbereitung nötig - ganz wie bei der Planung einer großen Geburtstagsfeier. Bei einem religiösen Fest geht es dabei nicht um organisatorische Arbeiten, sondern um eine geistliche Vorbereitung.

Diese geistliche Vorbereitung wurde klassisch mit Fasten und Gebet durchgeführt. Das Fasten wird vom katholischen Kirchenrecht für den Advent aber bereits seit 1917 nicht mehr gefordert, das Gebet rückte dadurch mehr in den Mittelpunkt.

Warum gab es früher die Vorschrift zu Fasten und Buße? Stark vereinfacht kann man sagen, dass

sich nach einer Zeit des Verzichts ein Fest auch schöner und intensiver anfühlt - im Gegensatz dazu sind viele Menschen heute nach vier „vorweihnachtlichen“ Adventswochen am eigentlichen Weihnachtsfest von Lichterglanz, Weihnachtsliedern und Lebkuchen schon fast übersättigt.

In der Liturgie ist die Verwandheit zur Fastenzeit vor Ostern noch heute am reduzierten Blumenschmuck und der liturgischen Farbe Violett zu erkennen. Selbst der Beginn der Karnevalszeit am 11. November hat mit dem Advent als Fastenzeit zu tun: Zum Abschluss des früheren Wirtschaftsjahres am Martinsfest und vor der adventlichen Fastenzeit wurde nochmal gefeiert - genauso wie an den Tagen vor Aschermittwoch.

ADVENT ERÖFFNET DAS NEUE KIRCHENJAHR

Auch heute noch beginnt das neue Kirchenjahr in der katholischen und evangelischen Kirche mit dem ersten Advent am 4. Sonntag vor Weihnachten. Im Jahr 2025 fällt er auf den 30. November.

Es gibt vier Themen an vier Adventssonntagen. Nachweisbar ist die Adventszeit seit Ende des 4. Jahrhunderts in Gallien und Spanien. Papst Gregor der Große (540 bis 604) legte in dieser Zeit die Zahl der Adventssonntage von sechs auf



An jedem Adventssonntag zündet man je eine Kerze an.

vier fest. Die Reduktion auf vier Adventswochen setzte sich erst seit der Jahrtausendwende durch. Liturgisch wurde die Regelung sogar erst mit den tridentinischen Liturgiebüchern unter Papst Pius V. (†1572) verbindlich. In Mailand beginnt die Adventszeit heute noch bereits am 6. Sonntag vor Weihnachten, der Advent ist dort also sechs Wochen lang.

Jeder der vier Adventssonntage steht unter einem anderen Thema:

- Am 1. Adventssonntag steht die Wiederkunft Jesu im Mittelpunkt. Die Lesungen berichten von der Apokalypse und dem Jüngsten Gericht.

- Am 2. Adventssonntag nehmen die Gläubigen Johannes den Täufer als Propheten in den Blick.

- Der 3. Adventssonntag heißt „Gaudete“-Sonntag, wo „Gaudete“ „Freut euch“ bedeutet. Erneut spielt an diesem Sonntag Johannes der Täufer eine zentrale Rolle.

- Der 4. Adventssonntag ist der Gottesmutter Maria gewidmet. Das Hochfest „Mariä Empfängnis“ feiern Christen am 8. Dezember.

DER ADVENTSKALENDER

Der Brauch des Adventskalenders entwickelte sich Mitte des 19. Jahrhunderts. Einen richtigen „Erfinder“ gibt es nicht - vielmehr kamen um 1840 in den Familien unterschiedliche Formen auf, die Wartezeit auf Weihnachten greifbar zu machen.

Die ersten einfachen Adventskalender waren 24 Kreidestriche an der Wand. Täglich wischten die Kinder einen Strich bis Weihnachten weg. Eine andere Form bestand darin, nach und nach 24 Bildchen an die Wand oder ans Fenster zu kleben, bis Weihnachten vor der Tür stand. In katholischen Gegenden legten Kinder für jede gute Tat Stroh in eine Krippe, damit das Jesuskind bequem liegen konnte.

Vater des Adventskalenders mit Türchen ist der Verleger Gerhard Lang aus München. 1902 druckte er die ersten Exemplare. Die Nationalsozialisten deuteten die Weihnachtssymbolik zu Märchenmotiven um und beraubten den

Adventskalender seiner christlichen Wurzel. Dem stehen katholische und evangelische Adventskalender mit seelsorglichem und pädagogischem Charakter gegenüber.

DER ADVENTSKRANZ

Der Adventskranz entwickelte sich im 19. Jahrhundert. Den Adventskranz hat der evangelische Theologe und Gründer der Inneren Mission der Evangelischen Kirche, Johann Hinrich Wichern, 1839 erfunden. Er hatte die Idee, die Tage bis Weihnachten mit brennenden Kerzen abzuzählen.

Sein Adventskranz war ursprünglich ein Wagenrad, auf dem insgesamt 24 Kerzen standen: Vier große weiße Kerzen für die Sonntage und 20 kleine rote Kerzen für die Wochentage. Jeden Tag wurde eine Kerze entzündet, bis an Heiligabend schließlich alle Kerzen brannten. Das Licht sollte ein Symbol für Jesus Christus sein, der als das wahre Licht der Welt an Weihnachten geboren wird.

Mit der Zeit hat sich aus dem Adventskranz von Johann Hinrich Wichern der heute übliche Adventskranz mit vier Kerzen entwickelt. Nach dem ersten Weltkrieg verbreitete sich der Brauch des Adventskranzes überkonfessionell bis in den Süden Deutschlands.

Foto: bihlmayermedia-bilder.com

In Erwartung auf Sankt Nikolaus

Weshalb der Nikolaus mal alleine, mal in Begleitung kommt und was es sonst noch über ihn zu sagen gibt. Nikolaus nennen wir den alten Mann mit weißem Bart und roter Kleidung, der am Vorabend seines Namenstages, dem 6. Dezember, zu uns in die Häuser kommt und süße Naschereien in unsere Stiefel steckt.

In manchen Orten wird der Nikolaus von einer Schreckgestalt begleitet, dem Krampus. Dieser ist ein Sinnbild für den vom heiligen Nikolaus gebändigten Teufel. In wieder anderen Orten nennt man den Nikolaus auch Knecht Ruprecht, der meist nicht nur mit Geschenken, sondern auch mit einer Rute erscheint, um die Kinder zu bestrafen, die nicht brav waren. Weil die Legende des heiligen Nikolaus auf zwei Bischöfe aus dem 4. und dem 6. Jahrhundert zurückgeht, sieht man ihn auch manchmal mit der Bischofsmütze und dem Bischofsstab. Weiter eine Legende über den Nikolaus.

DIE GESCHICHTE VOM NIKOLAUS

Der heilige Nikolaus soll vor über fünfhundert Jahren in Kleinasien, der heutigen Türkei, gelebt haben. Erst war er ein christlicher Priester und später ein Bischof, der sehr reich war. Er reiste im ganzen Land herum und half den Menschen, besonders den Kindern. Nach seinem Tod wurde er heiliggesprochen.

Es war einmal ein Kaufmann, der drei wunderschöne Töchter hatte: eine mit goldenem Haar, eine mit braunem Haar und eine mit rotem Haar. Er war ein recht wohlhabender Mann gewesen, aber seine Geschäfte waren in der harten Zeit zurückgegangen. Jetzt müsste sein Haus gestrichen werden, seine Töchter brauchten neue Kleider, und er hatte nichts mehr zu verkaufen in seinem Laden. Jeden Morgen startete er auf die leeren Regale.

Alles, was er noch zum Verkaufen hatte, waren ein Paar Wollsocken.

„Vater, lass mich heute mitkommen“, sagte die älteste Tochter, die mit dem goldenen Haar.

Später standen sie dann in dem leeren Laden.

„Ich wollte dich fragen...“, begann sie nervös, „ich wollte dich fragen ... Jan will mich heiraten, aber seine Familie erlaubt es nur, wenn ich eine Mitgift mitbringe - nur etwas Geld. Hast du ...?“

Der Vater schüttelte den Kopf. „Ich habe kein Geld, mein Liebling. Nichts außer ein Paar Socken.“

„Dann“, sagte sie traurig, „kann ich Jan nicht heiraten.“

„Es tut mir Leid“, sagte ihr Vater. „Wenn nicht ein Wunder geschieht, kann ich dir einfach keine Mitgift geben. Ich kann nicht einmal die Hochzeit bezahlen.“

Als sie an diesem Abend den Laden verließen, fand der Kaufmann, dass die Socken etwas schmutzig aussahen, und er nahm sie mit nach Hause, um sie zu waschen. Abends wusch die älteste Tochter beide Socken und hängte sie zum Trocknen am Kamin auf.

In einem anderen Stadtteil lebte ein guter Bischof mit dem Namen Nikolaus. Er hörte von der schönen Kaufmannstochter und ihrer Liebe zu dem jungen Jan. Nun war Nikolaus ein wohlhabender Mann, und spät in der Nacht, als er hinter dem Kaufmannshaus vorbeiging, warf er einen Beutel mit Gold durch das Fenster, und dieser landete - plumps - in einem der Socken, die am Kamin hingen.

Als der Morgen kam, holte der Kaufmann die Socken herunter. Er war erstaunt, wie schwer der eine geworden war, deshalb griff er hinein und fand den Beutel mit Gold. Nachdem er das Geld gezählt hatte, musste er sich hinsetzen.

„Was ist los, Vater?“, fragten seine Töchter. „Geht es dir gut? Du siehst ganz ... verblüfft aus.“

„Ein Wunder ist geschehen. Ein Wunder vor dem Herrn. Schau dir dieses Gold an! Jetzt kannst du heiraten.“

Die älteste Tochter klatschte vor Freude in die Hände und rannte davon, um Jan die Neuigkeit mitzuteilen.

Ein Jahr später wollte die nächste Tochter, die mit dem braunen Haar, heiraten. Aber der Kaufmann schüttelte den Kopf.

„Es tut mir Leid, aber das Geld, das wir gefunden hatten, ist weg. Ich kann dir keine Mitgift geben.“ Wieder gingen am Abend ein Paar Socken zum Trocknen am Kamin, und am Morgen - ja, da fand sich wieder ein Goldbeutel in einer davon.

Die Tochter rannte zuerst zu ihrer älteren Schwester, um es ihr zu erzählen, und dann zu dem jungen Mann, den sie liebte.

Ein Jahr später flüsterte das lieblichste Kind von allen, das mit dem roten Haar und den leuchtenden grünen Augen, ihrem Vater zu, dass ihr Liebster aus Kindertagen sie um ihre Hand gebeten und dass sie ja gesagt hatte.

Der Kaufmann schüttelte den Kopf. „Wir müssen noch etwas sparen, mein Liebling.“ Aber in dieser Nacht ließ der Kaufmann einen Socken am Kamin hängen und wartete versteckt hinter dem Sessel. Als er sah, wie ein Goldbeutel durchs Fenster flog, rannte er auf die Straße hinaus und erwischte gerade noch den guten Bischof Nikolaus mit seinem feinen roten Gewand, dem hohen Hut und dem Stab. „Oh, Ihr seid es, Bischof“, sagte er. „Ich kann Euch gar nicht genug danken.“

Der Bischof runzelte die Stirn. „Du kannst mir danken, indem du niemals jemandem das Geheimnis erzählst, wer dir das Geld gegeben hat.“ Aber der Kaufmann konnte nicht gut Geheimnisse bewahren, und deshalb kennen wir die Geschichte von Nikolaus' Großzügigkeit. Und deshalb wissen wir auch, dass wir selbst zur Vorweihnachtszeit Strümpfe aufhängen müssen.

Nach einer Legende

Martinstag

Der 11. November ist der Sankt-Martins-Tag. Laternenumzüge, Martinslieder und die Martinsgans erinnern an seine Legende, die von Nächstenliebe, Mantelteilung und alten Herbstbräuchen erzählt.

Der Martinstag am 11. November ist der Festtag des heiligen Martin von Tours. Das Martinsgans-Essen hat seinen Ursprung in einer Legende: Gegen seinen Willen wollte das Volk ihn als Bischof haben. Er hielt sich aber für unwürdig und versteckte sich in einem Gänsestall. Die Gänse schnatterten so aufgeregt, dass Martin gefunden und geweiht werden konnte.

Gemeinden, Kindergärten und Schulen laden am 11. November zum Sankt-Martins-Umzug ein. Der Martinstag erinnert an den im November des Jahres 397 gestorbenen Bischof Martin von Tours, der Kranke geheilt haben soll und als Wohltäter gilt. Bei den Laternen-Umzügen am Martinstag werden traditionell Lieder gesungen.

Der Legende nach teilte der heilige Martin - der wohl um das Jahr 316 in der Region des heutigen Ungarn geboren wurde - als junger römischer Soldat seinen Mantel mit einem frierenden Bettler. In der folgenden Nacht erschien ihm Jesus Christus im Traum. Jesus trug das Mantelstück, das Martin dem Bettler gegeben hatte. Martin ließ sich taufen und wurde Geistlicher.

Die Lichtenumzüge sind auch das Relikt alter, spätherbstlicher Feuer- und Lichtbräuche. Der Martinstag war besonders auf dem Land von Bedeutung: Die Ernte war eingebracht, der Wein gekeltert und die Knechte und Mägde bekamen ihren Lohn.

Am Martinstag wurde zudem auch das Wirtschaftsjahr abgeschlossen. Das bedeutete aber auch, dass Pacht und Zinsen fällig waren. Diese Abgaben wurden zum Teil von den Bauern in Naturalien bezahlt, sehr oft auch in Gänsen. Daher rührt der Name Martinsgans. Die Martinsgans erinnert auch an eine Legende aus der Volksfrömmigkeit. Danach hatte sich der Heilige in einem Gänsestall versteckt, um seiner Wahl als Bischof zu entgehen. Die schnatternden Tiere sollen ihn jedoch verraten haben.

Alles aus dem RF/ZfD-Archiv

Swetlana DEMKINA

Schwarze und weiße Streifen im Leben einer Familie

Die „Zeitung für Dich“ setzt fort, die Schicksale einiger Sowjetdeutschen, die, obwohl nicht an der Front, sondern auch im Hinterland und in der so genannten Arbeitsarmee Hand in Hand mit anderen Nationalitäten den Sieg im Großen Vaterländischen Krieg „schmiedeten“. Diese Geschichten wurden vom Zentrum für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“ in Kooperation mit dem Leiterrat der deutschen Kulturzentren der Altairegion im Rahmen der Aktion „Auf den Spuren des Großen Vaterländischen Krieges“, die dem Jahr des großen Sieges gewidmet war, gesammelt und veröffentlicht. Hierunter gibt es noch eine.



Jewgenia Baryschnikowa (geb. Teichreb) mit einem ihrer Urenkelkinder.

EIN WERTVOLLES HEFT

Das ist die Geschichte von Jewgenia Iwanowna Baryschnikowa (geb. Teichreb), die im Dorf Stepoje Osero, Rayon Blagoweschtschenka, lebte. Ihre Familiengeschichte machte die Frau vertraut, als sie schon 89 Jahre alt war. Obwohl sie sogar die vierte Klasse nicht beendete, schrieb sie ihre Erinnerungen ordentlich in ein Heft auf. Dank diesem einfachen, aber wertvollen Heft mit einem grünen Umschlag wurde die harte Geschichte einer deutschen Bauernfamilie bis heute sorgfältig aufbewahrt.

In diesem Heft beschrieb Jewgenia Baryschnikowa ihre Eltern: „Mein Vater Iwan Abramowitsch Teichreb war schön: hoch von Wuchs mit blauen Augen und einem Schnurrbart. Mama war auch eine hübsche Frau, auch mit blauen Augen und mit lockigem Haar.“

Die Familie Teichreb wohnte in Schimolino, Rayon Blagoweschtschenka. Die Eltern arbeiteten in der hiesigen Kolchose. Das Familienoberhaupt war Brigadeführer, die Mutter - Kälberpflegerin. In damaliger Zeit war das den Worten von Jewgenia Iwanowna nach eine reiche Kolchose. Alle Kolchosmitglieder lebten in Wohlstand, freundschaftlich, niemand schloss sein Haus mit Schlüsseln zu.

„SCHWARZER RABE“

Alles endete im Jahr 1937. Seitdem kam immer öfter ein Auto (die Menschen nannten es „Schwarzer Rabe“) nachts zu

den Häusern, aus denen man die Männer mitnahm, die niemand wieder sah und auch nichts mehr von ihnen hörte.

Am 24. März 1938 kam die Trauer auch in Teichrebs Haus. An diesem Tag hatte Iwan Teichreb seinen 45. Geburtstag und das kleinste Kind in der Familie, der Sohn Abram, nur noch seinen ersten Geburtstag. „Als der Vater am Abend von der Arbeit zurückkehrte, setzte er Abram auf seinen Schoß, gratulierte ihm zum Geburtstag, nahm selbst Glückwünsche entgegen, aber lächelte nicht und berührte auch das Essen nicht“, teilt Jewgenia Baryschnikowa ihre traurigen Erinnerungen mit.

Der Vater sagte leise etwas der Mutter und sie begann zu weinen. Er zog sich an, ging zum Tisch und sagte: „Kinder, wenn man euch etwas Böses über mich sagt, glaubt es nicht. Wir haben keine schlechten Leute im Dorf, alle sind gut, alle arbeiten ehrlich.“ Er ging weg und seitdem haben die Mitglieder der Familie ihn nie wieder gesehen.

In der Nacht kamen zwei Milizsoldaten, um die Suche durchzuführen. Sie nahmen auch Jewgenias Bruder Andrej mit. Er kehrte ein paar Tage später zurück und erzählte, dass er seinen Vater mit dem Schlitten nach Slawgorod bringen musste. Im NKWD-Auto gab es keinen Platz für alle Verhafteten. Der Sohn weinte den ganzen Weg. Die letzten Worte, die er von seinem Vater hörte, waren: „Weine nicht, mein Sohn, sie werden es herausfinden und mich loslassen, wir werden wieder zusammen sein. Ich bin an nichts schuldig. Hilf deiner Mutter, du bleibst für den Ältesten, du bist schon 16 Jahre alt.“

Bald wurden fast alle Männer im Dorf verhaftet. Nur ein alter Mann ohne Beine und Frauen und Kinder waren geblieben. Teichrebs Kinder, Andrej und Jekaterina gingen nicht mehr in die Schule, sie arbeiteten in der Kolchose. Unsere Heldin Jewgenia lernte damals in der vierten Klasse und brach auch das Lernen ab, um für die jüngeren Brüder zu sorgen. Das waren der einjährige Abram, der vierjährige Jegor und der neunjährige Peter. Das Mädchen selbst war damals erst zehn Jahre alt. „Die Mutter sahen wir selten“, steht es im Erinnerungsheft von Jewgenia Baryschnikowa. „Sie ging am frühen Morgen zur Arbeit, wenn wir noch schliefen, und kehrte so spät zurück, wenn wir bereits wieder im Bett waren.“

HUNGRIGE ZEIT

1941 kam die schreckliche Nachricht über den Krieg. Andrej Teichreb wollte an die Front gehen, er war schon 18 Jahre alt. Aber er und seine 16-jährige Schwester Katja wurden zur Zwangsarbeit mobilisiert. An diese Trennung erinnerte sich Jewgenia Baryschnikowa so: „Überall hörte man lautes Weinen, Schreien der Haustiere, herrschte Hysterie.“

Einmal brachte Jewgenias Mutter aus einer Familie drei kleine Kinder mit nach Hause, so gab es wieder acht Familienmitglieder in Teichrebs Haus. Da kam eine neue harte Prüfung für die Menschen - der Hunger. Im Haus gab es auch keine Kissen oder andere Bettwäsche - die Mutter tauschte alles gegen Essen. Alle schliefen auf Strohsäcken. „Meine Mutter arbeitete als Wächterin, der Bruder Peter als Pferdepfleger, sie hatten eine Unterziehjacke, eine Hose, ein Paar Schuhe und einen Hut für zwei.“

Auch Jewgenia arbeitete auf den Feldern. Sie und andere Jugendliche ackerten, säten Getreide, beschafften Heu. Im Herbst wurde das Getreide auf in Stieren eingespannten Wagen zum Elevator nach Kulunda geliefert. „Das Vieh war sehr mager - nur Haut und Knochen“, teilt Jewgenia Baryschnikowa mit. „Sie fielen oft in die Furchen und lagen dort ohne Bewegung. Und wir mussten sie beim Ackern verwenden. So standen wir und weinten, vor Mitleid und vor Angst, dass wir die Norm nicht erfüllen und der Brigadeleiter

uns schimpfen wird. Und auch das Vieh selbst weinte mit uns.“

Wie Jewgenia Iwanowna schreibt, war ihre Mutter trotz aller Schwierigkeiten nicht verbittert. Sie lehrte ihre Kinder, Menschen zu achten, ihnen nicht zu beneiden, und wenn jemand um Hilfe bittet, nicht abzusagen. „Die Mutter wartete die ganze Zeit auf den Vater, glaubte, dass er bald zurückkehren würde“, berichtet Jewgenia Baryschnikowa. „Die schwarze Streife geht vorbei, und dann kommt die weiße“, sagte oft die Mutter ihren Kindern. Aber sie erlebte den Tag nicht, als ihr Mann rehabilitiert wurde, sie war schon nicht mehr am Leben.

GUTES LEBEN

Andrej und Jekaterina Teichreb kehrten zum Glück aus der Arbeitsarmee zurück. Aus den Erinnerungen von Jewgenia Iwanowna: „Mein Bruder tritt ins Haus hinein, kaum die Beine ziehend, mit einem Stock, der Kopf war ganz weiß. In seinen 22 Jahren sah er wie ein alter Mann aus. Der Bruder erzählte, wie er in Kemerowo in einem Kohlebergwerk arbeitete, in einer Baracke lebte, wo alle auf dem Zementboden schliefen. Damals galt es als ein großes Glück, am Leben zu bleiben. Jekaterina kam erst nach 16 Jahren zurück. Sie arbeitete in Burjatien in der Taiga beim Baumfällen.“

Jewgenia Iwanowna wiederholte oft, dass die Menschen derzeit gut leben. Aber als sie jung war, war es ganz anders. Als sie heiratete, baute das junge Ehepaar ihr eigenes Haus auf. Aber es gab von Anfang an bei der jungen Familie überhaupt keine Möbel und andere Alltagsdinge. Der Bruder Andrej brachte ein Bett, jemand gab das Geschirr, die anderen Dorfbewohner - noch viele nötige Sachen. Die Ehegatten züchteten Vieh. So sprach darüber Jewgenia Baryschnikowa: „Meine Mutter gab uns ein Kalb, meine Schwiegermutter - ein Schaf, der Bruder Peter - zwei Schweine, die Nachbarn - Hühner, Enten, Gänse. Gemeinsam konnte unsere Familie, wie auch viele andere Menschen, die schrecklichsten Jahre überleben, und meine Mutter hatte Recht: Die weiße Streife kam.“

Foto: Privatarchiv

Zusammengefasst von Maria ALEXENKO

RUSSLANDS BERÜHMTE DEUTSCHE

Pianohersteller Karl Michael Schröder

Die Pianofortefabrik Karl Michael Schröder in Sankt Petersburg ist ein ehemaliger Hersteller von Konzertpianos und Flügeln aus Russland. Die Fabrik wurde von dem aus Stralsund stammenden Johann Friedrich Schröder 1816-1818 gegründet. Damit ist es die zweitälteste von insgesamt etwa sechzig Fabriken für Pianos allein in Sankt Petersburg nach der Fabrik von R. A. Diederichs.

Die Schröderische Fabrik zählte zu den wenigen russischen Klavierherstellern in der damaligen Hauptstadt, die auch international erfolgreich waren und die Höfe Österreichs, Deutschlands und Dänemarks belieferte. Schröder entwickelte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum größten Produzenten von Pianos im vorrevolutionären Russland.

Johann Friedrich Schröder produzierte zuerst nur tafelförmige Pianos, später auch in Flü-

gelform. Sein Sohn Karl Michael Schröder erlernte das Handwerk bei seinem Vater und arbeitete später bei den Herren Pape und Henry Herz in Paris und Erard in London. Nach dem Tode seines Vaters übernahm Karl Michael Schröder 1852 die Leitung der Pianofortefabrik und verbesserte die Instrumente erheblich.

Er zog auf ein neues Areal im Süden Sankt Petersburgs auf dem Mayorovi-Prospekt, wo er auch ein Geschäftlokal eröffnete. 1862 begann er als erster in Russland mit dem Gießen von Gusseisen-Rahmen in den Klavieren. Für einige der Modelle verwendete er die „amerikanische Bauweise“. Die Pianofabrik von Schröder produzierte um das Jahr 1872 etwa 350 Stück, meist in Flügelform, aber auch Pianos und beschäftigte 118 Arbeiter und 43 Händler und Auslieferer. Durch die rasante Entwicklung auch auf den internationalen Märkten erhöhte sich die Belegschaft um 1900 auf das

Doppelte und die hergestellten Instrumente pro Jahr stiegen auf etwa 1000. Auf der Wiener Weltausstellung war ein Konzertflügel, kreuzsaitig, mit Repetitionsmechanik ausgestellt.

„Dieser Flügel gehörte unbestreitbar zu dem Vorzüglichsten, was die Ausstellung im Piano-fortebau bot und überragte bei Weitem alle anderen russischen Fabrikate. Wobei besonders außer der Klangfülle die Egalität des Tones und leichte Spielart hervorzuheben sind.“

Um 1876 kaufte Karl Michael Schröder ein Haus am Newski-Prospekt 52, der bedeutendsten Geschäftsstraße in Sankt Petersburg, wo er ein neues Ladenlokal eröffnete. Nach dem Tod von Karl Michael Schroeder im Jahr 1889 wurden die Söhne Karl, Johann und Oscar Eigentümer der Firma. Der Älteste der Brüder, Karl Karlowitsch, arbeitete lange Zeit in den größten ausländischen Klavierfabriken. Er übernahm die Fortführung der Pro-

duktion und die technische Leitung des Unternehmens.

Im Jahr 1900 gründeten die Brüder das Handelshaus Karl Michael Schröder für den Betrieb der Fabrik- und Handelsbetriebe, die ihre Niederlassungen in Warschau und Odessa hatten. Im Frühjahr 1903 verließ Karl Karlowitsch das Unternehmen und kaufte die Fabrik des langjährigen Hauptkonkurrenten von Jakob Becker in Sankt Petersburg. 1918 wurde die Pianofabrik Karl Michael Schröder vom Nationalen Wirtschaftsrat des Nordbezirks verstaatlicht. Die Besitzer verließen das Land. Ab 1926 trug die Fabrik den Namen von Lunatscharski, einem Volkskommissar für das Bildungswesen in der Sowjetunion.

Ein besonderes Zeugnis für die Schröder-Klaviere findet sich in dem Film „Panzerkreuzer Potemkin“ von Sergei Eisenstein. Dort ist ein Schröder-Klavier in der Offiziersmesse zu sehen, kurz vor Ende des zweiten Akts.

Nachweislich wurde 1898 ein detailreich bemalter königlicher Schröder-Flügel mit der Nummer 17003, gestiftet von Nikolaus II. (Russland) an seine Gemahlin Alexandra Feodorowna geliefert. Die gesamte Oberfläche dieses Flügels bedeckten Gemälde des Orpheus-Mythos gemalt vom Künstler Ernst Friedrich von Liphart, späterer Chefkurator der Eremitage. Ab dem Jahr 1875 zählen die Klaviere und Flügel mit den Nummern der 3000er Serie. Ab 1880 war das 6000ste Klavier gefertigt, ab 1890 das 9000ste, ab 1898 das 17000ste, ab 1901 das 19000ste, ab 1910 das 29000ste, ab 1915 das 34000ste. Trotz der Russifizierung im zaristischen Reich blieben die Namen im Deckel über der Klaviatur bis zur Einstellung der Produktion immer in der deutschen Schreibweise erhalten. Darum tragen viele Petersburger Klaviere aus der Zeit deutsche Namen wie Diederichs, Mühlbach, Becker, Tresselt oder Lichtenthal.

Märchenhafte Werke für die schöne Adventszeit

Adventstage - das ist eine Zeit, in der man sich allerorten auf das Weihnachtsfest einstimmt. Jeder kann sich auf seine Weise vorbereiten. Da gibt es die kleinen Überraschungen, die kleinen Basteleien mit denen ihr euren Eltern eine große Freude bereiten könnt. Zu diesen Überraschungen gehören auch die Adventsgeschichten und Weihnachtsgedichte. Wieso, werdet ihr fragen, sollen wir die etwa selbst schreiben? Warum nicht! Denkt euch eine Geschichte aus, die in der Adventszeit spielt, die etwas mit der Vorbereitung auf Weihnachten zu tun hat, schreibt sie auf und gebt sie euren Eltern, oder lest sie ihnen vor. Aber selbst, wenn ihr kein eigenes Werk verfasst, könnt ihr mit einer Adventsgeschichte zur Bereicherung der Adventszeit beitragen. Nehmt zum Beispiel die von uns ausgewählte, übt ein wenig das laute Vorlesen und tragt sie dann an den Adventssonntagen im Schein der Kerzen vor. Viel Spaß beim Lesen und gute Laune für die wunderschöne Adventszeit!



Eure „KINDERECKE“-Redaktion

So ein Pech!

Ja, so viel Pech hatten Mara und ihre Eltern schon lange nicht mehr. Als Erstes ging die Heizung kaputt. Und das ausgerechnet heute, wenn der Heizungsmonteur einen vollen Terminkalender hat und erst morgen gegen Mittag kommen kann. Es ist ganz schön eisig in der Wohnung. Mara hat sich den dicksten Pullover aus dem Schrank geholt und angezogen. Ihre Eltern sind auch ganz dick eingepackt - Mama schleppt sogar eine Wärmflasche mit sich herum.

Und jetzt, wo es bereits dunkel ist, fällt der Strom aus und sie haben kein Licht. Papa holt alle Kerzen, die er finden kann, und zündet sie an. Es sind dicke Stumpenkerzen, lange dünne Kerzen, Ostereierkerzen, Geburtstagskerzen und die Nikolauskerze, die am 6. Dezember in Mamas Stiefel lag.

Dann macht Papa noch die Weihnachtspyramide an und alle kuscheln sich aufs Sofa. Mara hat eine Idee. Sie holt den Bunsenbrenner aus ihrem Chemiekasten und damit wird erst mal ein duftender Weihnachtstee gekocht. Mama schält noch Orangen und Mandarinen und Papa holt das dicke Weihnachtsbuch mit den besonders schönen Geschichten. So machen sie es sich im Wohnzimmer gemütlich und verbringen gemeinsam einen wundervollen Abend.

Die Kerzen spenden ein traumhaft schönes Licht und geben so viel Wärme ab, dass Mara sogar ihren dicken Pullover ausziehen kann. „Es ist gar nicht so schlimm, wenn Heizung und Strom mal ausfallen ...“, denkt Mara.

Der große Wunsch der kleinen Tanne

Im Hasenwald ist jedes Jahr kurz vor Weihnachten ordentlich was los, denn es werden Tannenbäume verkauft. Die schönsten Bäume werden gefällt. Es ist der größte Wunsch eines jeden Baumes, am Weihnachtsabend schön geschmückt in der Stube zu stehen.

So kommt es, dass die Bäume schon im Sommer darüber wetteifern, wer wohl schön genug für die Weihnachtsstube sein wird.

Sie recken ihre Spitzen stolz in den Himmel und betonen ihren geraden Wuchs. Vor lauter Eitelkeit meinen sie, auch noch schlecht über die krummen Tannen reden zu müssen.

Über eine Tanne wird besonders viel gespottet. Zugegeben, sie ist wirklich sehr schief gewachsen und das Grün ihrer Nadeln ist gräulich. Trotzdem ist es auch ihr größter Wunsch, an Heiligabend geschmückt zu sein. So vergehen Sommer und Herbst. Während die großen Tannen immer prächtiger werden, kümmert die schiefe, kleine Tanne traurig vor sich hin.

Eine Woche vor Weihnachten markiert der Förster alle Tannen, die gefällt werden sollen, mit einem roten Band.

Die kleine Tanne bekommt keins und ist sehr traurig. Kurz darauf kommen viele Menschen mit Äxten und Sägen in den Wald. Sie beginnen die schönsten Tannen abzusägen oder mit der Axt zu fällen. Die schiefe Tanne hört dabei ein lautes Jammern.

Zu spät merken die Tannen, dass sie für die kurze Zeit der Herrlichkeit von ihren Wurzeln getrennt werden. Da spürt die kleine Tanne, was es heißt zu leben. Es ist ihr egal, ob sie schief, grau oder hässlich ist. Sie spürt eine ungeahnte Kraft und schüttelt die Traurigkeit der vergangenen Zeit von sich. Dann hebt sie ihre Äste zaghaft hoch, sodass die paar Tannenzapfen wie kleine Christbaumkugeln aussehen.

Der schwarze Wolf und der weiße Hase

Seit vielen Jahren leben der schwarze Wolf und der weiße Hase in dem großen Wald. Der Hase in seiner Erdkuhle und der Wolf in einer Höhle. Und seit vielen Jahren versucht der Wolf, den Hasen zu fangen. Doch bisher ist ihm das nie gelungen.

Inzwischen ist der Wolf alt geworden - alt und langsam. Und er hat sogar kahle Stellen im Fell.

Auch der Hase ist alt geworden - alt und schwach. So schwach, dass ihm das Buddeln in der Erde schwer fällt. Nur sein schönes, weißes, dichtes Fell sieht aus wie eh und je.

Dem Wolf wird angst und bange, wenn er an den Winter denkt. Mit seinem dünnen Fell wird er gewiss erfrieren. Wie schön wäre es, wenn er so ein dichtes Fell hätte wie der Hase. Ja, vielleicht sollte er ihn bitten, ihn im Winter zu wärmen. Er redet mit dem Hasen darüber. Doch dieser hat Angst, dass ihn der Wolf fressen will. Nun ist es Herbst. Das Wetter ist kalt und regnerisch. Wäh-

rend der Hase draußen im Gras sitzt, kauert sich der Wolf in seine Höhle und friert. Eines Tages regnet es so heftig, dass das Wasser alles mitreißt und der Hase fast umkommt. „Morgen mache ich mir eine neue, tiefere Kuhle“, denkt er sich.

In der Nacht wird es bitterkalt - der Winter ist da. Der Boden ist so hart gefroren, dass es dem Hasen unmöglich ist, ein Loch zu buddeln. „Vielleicht“, überlegt er, „sollte ich den Wolf um einen Platz in seiner Höhle bitten.“ Wenige Zeit später sieht man ein seltenes Bild: Da liegt ein schwarzer Wolf friedlich neben einem weißen Hasen - sie sind Freunde geworden!

Heimliche Wünsche

Es war einmal vor langer Zeit ein Nussknacker, der sich gar nicht glücklich fühlte. Wenn er sich allein glaubte, fing er oft an zu seufzen und manches Mal kullerte ihm auch eine Träne über die hölzerne Wange.

Er jammerte: „Ach, was bin ich doch nur für ein armer Kerl! Nussknacker - was ist das schon? Ein grimmiges Gesicht hat man mir aufgemalt, sodass die Kinder Angst vor mir bekommen könnten. Wäre ich doch bloß ein Räuchermännchen! Sanft sieht es aus und die Kinder staunen, wenn sie den wohlriechenden Rauch aus ihm aufsteigen sehen. Ach, wäre ich doch nur ein Räuchermännchen...“

Hätte der Nussknacker nicht ständig gejammert, so hätte er das Räuchermännchen gehört, das nicht allzu weit von ihm stand. Wenn es nicht gerade rauchte, sprach es oft zu sich: „Ach, was bin ich doch nur für ein armer Kerl! Räuchermännchen - was ist das schon? Stehe den ganzen Tag nur da und rauche vor mich hin. Die Kinder trauen sich nicht, mich anzufassen, sie könnten sich ja verbrennen. Wäre ich doch bloß ein Nussknacker! Die Kinder würden mich in die Hand nehmen und sich freuen, wenn ich mit lautem Geräusch die Nüsse knacken ließe. Ach, wäre ich doch nur ein Nussknacker...“

Ja, so jammerte auch das Räuchermännchen vor sich hin. Schade, dass beide so laut jammerten, denn so konnten sie nicht hören, wie die kleine Sophia eines Tages zu ihrer Mutter sagte: „Du, Mama, ich weiß gar nicht, wen ich lieber habe: den Nussknacker oder das Räuchermännchen...“

Alles aus dem RF/ZfD-Archiv
Bild: shedevrum.ai

Ein Tännlein aus dem Walde

Ein Tännlein aus dem Walde, und sei es noch so klein, mit seinen grünen Zweigen soll unsere Freude sein! Es stand in Schnee und Eise in klarer Winterluft; nun bringt's in unsre Stuben den frischen Waldesduft.

Wir wollen schön es schmücken mit Stern und Flittergold, mit Äpfeln und mit Nüssen und Lichtlein wunderhold. Und sinkt die Weihnacht nieder, dann gibt es lichten Schein, das leuchtet Alt und Jungen ins Herz hinein.

Albert SEGEL

Der Winter ist kommen

Der Winter ist kommen, verstummt ist der Hain; nun soll uns im Zimmer ein Liedchen erfreun.

Das glitzert und flimmert und leuchtet so weiß, es spiegelt die Sonne im blitzblanken Eis.

Wir gleiten darüber auf blinkendem Stahl und rodeln und jauchzen vom Hügel ins Tal.

Und senkt sich der Abend, geht's jubelnd nach Haus ins trauliche Stübchen zum Bratapfelschmaus.

Volksgut

Weihnacht

„Christkind ist da“, sangen die Engel im Kreise über der Krippe immerzu.

Der Esel sagte leise I-A und der Ochse sein Muh.

Der Herr der Welten ließ alles gelten. Es dürfen auch nahen ich und du.

Josef GUGGENMOS

Denkt euch...

Denkt euch - ich habe das Christkind gesehn! Es kam aus dem Walde, das Mützchen voll Schnee, mit rotgefrorenem Näschen.

Die kleinen Hände taten ihm weh; denn es trug einen Sack,

der war gar schwer, schleppte und polterte hinter ihm her - was drin war, möchtet ihr wissen? Ihr Naseweise, ihr Schelmenpack - meint ihr, er wäre offen, der Sack? Zugebunden bis oben hin! Doch war gewiss etwas Schönes drin: Es roch so nach Äpfeln und Nüssen!

Anna RITTER

Guter Nikolaus

Guter Nikolaus, komm in unser Haus, triffst ein Kindlein an, das ein Sprüchlein kann und schön folgen will! Halte bei uns still, schütt dein Säcklein aus, guter Nikolaus.

Ach, du lieber Nikolaus, komm doch einmal in mein Haus! Hab so lang an dich gedacht! Hast mir auch was mitgebracht?

Volksgut

Schneeflöckchen, Weißbröckchen,

Schneeflöckchen, Weißbröckchen, da kommst du geschneit, du kommst aus den Wolken, dein Weg ist so weit.

Komm, setz dich ans Fenster, du lieblicher Stern, malst Blumen und Blätter, wir haben dich gern.

Schneeflöckchen, du deckst uns die Blümelein zu, dann schlafen sie sicher, in himmlischer Ruh.

Volkslied

Alle Jahre wieder

Alle Jahre wieder kommt das Christkind auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind.

Kehrt mit seinem Segen ein in jedes Haus, geht auf allen Wegen mit uns ein und aus.

Steht auch mir zur Seite, still und unerkannt, dass es treu mich leite an der lieben Hand.

Wilhelm HEY
Alles aus dem RF/ZfD-Archiv

Seite vorbereitet von Maria ALEXENKO